

VOM ERLEBNIS UND DEM NUTZEN DER DICHTER

**EIN VERGLEICH ZWISCHEN JAPAN UND DER SCHWEIZ
BASIEREND AUF DEN PROJEKTEN MORIYAMA-HAUS IN TOKIO
UND MEHR ALS WOHNEN-HAUS A IN ZÜRICH**

Von Sven Leuenberger

ABSTRACT

Die vorliegende Arbeit befasst sich im Rahmen des Moduls *Vertiefungsarbeit unter dem Überthema Die Stadt, die Gemeinschaft und das Individuum – Vorstellungen des Zusammenlebens im Wandel der Zeit* mit dem Architekturdiskurs in Japan und der Schweiz, in Bezug auf das Wohnen in der Gemeinschaft. Über die Herleitung des Städtebaus wird die jeweilige Entwicklung im letzten Jahrhundert bis in die heutige Zeit beschrieben. Im Zentrum der Arbeit stehen Japan und seine Architektur, die einen anderen Umgang mit dem Phänomen der Dichte entwickelt haben. Unter Verwendung eines erarbeiteten Vokabulars aus japanisch geprägter Perspektive erfolgt ein Vergleich zwischen dem Moriyama-Haus in Tokio und dem Mehr als Wohnen-Haus A in Zürich. Untersucht wird der Einfluss der Dichte auf den funktionalen und den sozialen Nutzen im gemeinschaftlichen Zusammenleben. Gleichwohl werden Herausforderungen und Chancen, die mit einer Dichte in der Architektur einhergehen, beschrieben. Der Vergleich hat gezeigt, dass nicht nur die physische Dichte, sondern vor allem die Beziehungen, die innerhalb eines physisch dichten Raumes entstehen, massgebend zum Zusammenleben beitragen. Die Lösungsansätze japanischer Architekten und die Erkenntnisse aus dem Vergleich vertiefen das Verständnis im Umgang mit der Dichte und dienen als Inspirationsquelle für zukünftige architektonische Konzepte.

Vertiefungsarbeit
In-depth Study

Vom Erlebnis und dem Nutzen der
Dichte

Ein Vergleich zwischen Japan und der
Schweiz basierend auf den Projekten
Moriyama-Haus in Tokio und Mehr als
Wohnen-Haus A in Zürich

Sven Leuenberger

Ziegeleiweg 4
6048 Horw

Dozenten / Lecturers

Prof. Dr. Oliver Dufner
Dr. Marcel Bächtiger

Lucerne University of
Applied Sciences and Arts

HOCHSCHULE LUZERN
Technik & Architektur
Technikumstrasse 21
6048 Horw

Master in Architektur
Datum: 09.01.2024

INHALT

CONTENT

1	Einleitung	7
1.1	Thema und Fragestellung	8
1.2	Vorgehen und Methode	9
2	Stadtentwicklung in Japan und der Schweiz	10
2.1	Wie sich Japan gegenüber dem Westen öffnete	12
2.2	Das Japanische Haus	15
2.3	Von der dezentralen Industrialisierung in der Schweiz hin zu den heutigen Ballungsräumen	18
3	Mit japanischem Blick nach Leutschenbach	20
3.1	Moriyama-Haus, Tokio	20
3.2	Vokabular für den Vergleich	26
3.3	Mehr als Wohnen – Haus A, Zürich	28
3.3.1.	Fragmentierung	30
3.3.2.	Grenzen	31
3.3.3.	Bindeglied	32
3.3.4.	Miniaturisierung	34
3.3.5.	Sichtbarkeit	35
3.4	Grafische Gegenüberstellung	37
4	Erkenntnisse aus Tokio in Bezug auf die Schweiz	38
5	Quellenangaben	
	Sources	40
6	Abbildungsverzeichnis	
	List of Figures	41
7	Redlichkeitserklärung	
	Declaration of originality	43

1 EINLEITUNG

Die Architektur als kulturell geprägte Ausdrucksform, die als Schnittstelle zwischen gebautem und bewohntem Raum vermittelt, vermag auch in herausfordernden Zeiten mit der knappen Ressource des Wohnraums nicht nur Funktionalität, sondern auch emotionale Erlebnisse generieren. Mit einer vergleichenden Perspektive von Japan und der Schweiz, die beide durch ihre kulturelle Geschichte geprägt sind, wird nach neuen Formen der Gemeinschaft im Wohnungsbau gesucht.

Der Ansatz für diese Untersuchung gründet sich in der Annahme, dass ein Vergleich aus japanisch geprägter Sicht nicht nur dazu beitragen kann, die kulturellen Unterschiede und Gemeinsamkeiten in der Architektur zu verstehen, sondern auch neue Perspektiven und Ansätze für die Gestaltung urbaner und gemeinschaftlicher Räume zu entwickeln. In diesem Zusammenhang sollen die spezifischen Herausforderungen und Potenziale der Dichte in der Architektur herausgearbeitet und neue Inspiration gewonnen werden.

Die thematische Abgrenzung dieser Arbeit liegt neben der jeweiligen städtebaulichen Herleitung in der Beschränkung auf den Vergleich zwischen Japan und der Schweiz. Dies anhand von zwei Fallbeispielen, die beide von sich behaupten, durch andere Ansätze in ihrem jeweiligen Kontext neue Formen des Zusammenlebens geschaffen zu haben. Besonders die japanische Auffassung und Interpretation, in einer dichten Umgebung eine bewohnbare Architektur zu schaffen und diese mit der sozialen Dimension der Gemeinschaft zu erweitern, verhilft zu einem vertieften Verständnis und soll somit einen Beitrag für zukünftige architektonische Konzepte leisten.

1.1 THEMA UND FRAGESTELLUNG

Mit dem Ideal einer dichten und urbanen Stadt gehen heute verschiedene Konzepte einher. Viele davon versuchen auf die ein oder andere Weise, die Vorteile der physischen Dichte, das heisst von den Synergien, die aufgrund der räumlichen Nähe entstehen, zu profitieren. Auf sozialer Ebene sind Aspekte wie soziale Offenheit und Inklusion gemeint, die vor allem durch die Dimension der Dazugehörigkeit und die Möglichkeit zur persönlichen Einbringung einen Mehrwert generieren. Gleichwohl profitiert man auch auf funktionaler Ebene, bei welcher der Raum selber dafür sorgt, dass durch die Mischung und die Überlagerung von Nutzungen eine Erlebnisdichte entsteht. Die Vielfalt innerhalb eines definierten Raumes ist dabei besonders gewinnbringend. Diese Funktionen hängen somit zumindest quantitativ immer auch mit einer Dichte zusammen. Selbstverständlich haben sich die Vorstellungen des Zusammenlebens und des Angebots über die Zeit verändert und weiterentwickelt. Dies auch unterschiedlich in Abhängigkeit des Ortes, der Kultur und den wirtschaftlichen Verhältnissen.

Inwiefern sich aktuelle Wohnbauprojekte mit diesen Themen auseinandergesetzt haben, wird beispielhaft anhand von zwei Projekten, die formal eine verblüffende Ähnlichkeit in der räumlichen Struktur aufweisen, verglichen, obwohl sie aus einer völlig anderen Umgebung stammen. Das Moriyama-Haus in Tokio und das Mehr als Wohnen-Haus A in Zürich, die im Zentrum dieses Vergleichs stehen, haben beide auf ihre eigene Art und Weise nach einem Umgang gesucht, die Themen der sozialen und funktionalen Ebene in Einklang mit einer hohen Lebensqualität zu bringen. Besonderes Augenmerk liegt jedoch auf dem Phänomen der Dichte und der Frage, wie diese das Zusammenleben beeinflusst. Die aus dem Vergleich gewonnenen Erkenntnisse sollen zu einem tieferen Verständnis im Umgang mit räumlicher Dichte führen und neue Perspektiven und Ansätze für die Entwicklung künftiger architektonischer Konzepte aufzeigen.

Die These, welche als Fragestellung zu verstehen ist, besagt, dass die Grösse der physischen Dichte einen wesentlichen Einfluss auf den sozialen und funktionalen Nutzen des Zusammenlebens hat.

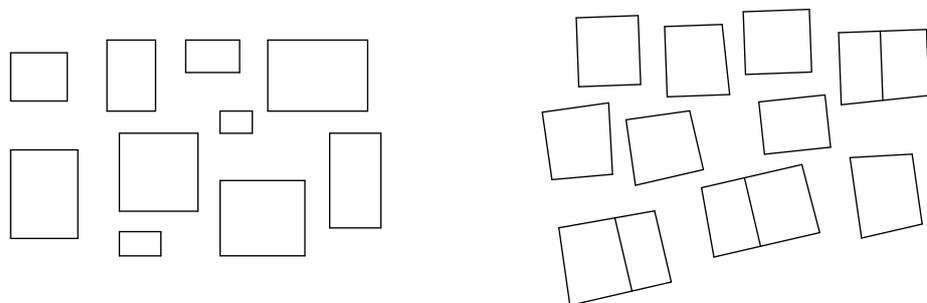


Abb. 1. Formale Gegenüberstellung der räumlichen Struktur; Moriyama-Haus (links), Mehr als Wohnen-Haus A (rechts)

1.2 VORGEHEN UND METHODE

Im Vergleich stehen auf der Ebene der urbanen Dichte die Metropolregionen Tokio und Zürich, während das gebaute Projekt Moriyama-Haus von Ryue Nishizawa in Tokio mit dem Projekt Mehr als Wohnen – Haus A von Duplex Architekten in Zürich direkt und vertieft verglichen wird. Der Vergleich mit Japan, das sich im letzten Jahrhundert anders als Europa entwickelt hat, ist interessant, da sich die japanische Architekturszene eigenen Herangehensweisen und Schwerpunkten gewidmet hat. Gerade der Unterschied in der Besiedlungsdichte von Zürich im Vergleich zu Tokio, das fast viermal dichter besiedelt und 16 mal mehr Einwohner als die Metropolitanregion Zürich hat und somit ein anderes Verständnis von Dichte aufweist, stellt einen besonderen Reiz dar.¹

Die zwei ausgewählten Projekte sind wohl beide eher experimentell und werden in gewisser Hinsicht auch stellvertretend für andere Projekte untersucht. Sie sind aktuell und ein Resultat zweier Architekturbüros, die sich mit sehr ähnlichen Fragen beschäftigt haben und bei welchen die Funktionen der Dichte auch unterschiedlich Einfluss haben. Aufgrund der räumlich ähnlichen Struktur, der Art des Zusammenlebens und der Frage nach der Bedeutung der Zwischenräume wurden die zwei Fallbeispiele ausgewählt.

Obschon die Dichte vor allem anhand von ermittelten Werten gut miteinander verglichen werden kann, ist der quantitative Vergleich in dieser Arbeit nur ein Aspekt von mehreren. Als Leitfrage wird die soziale und funktionale Ebene im jeweiligen Projekt und deren Komponenten und Einfluss untersucht. Die Bedeutung im betrachteten Kontext ist teilweise nur über eine subjektive Beurteilung miteinander zu vergleichen. Damit der Vergleich dennoch geordnet vollzogen werden kann, wird dieser anhand eines erarbeiteten Vokabulars an Begrifflichkeiten durchgeführt. Diese sind primär beeinflusst durch die Auseinandersetzung mit den Themen aus einer japanisch geprägten Perspektive.

¹ Schaefer & Hosoya, 2012, S.26.

2 STADTENTWICKLUNG IN JAPAN UND DER SCHWEIZ

Was bedeuten Dichte und Zusammenleben in Japan im Vergleich zur Schweiz? Der Frage nach dem Unterschied besagter Dichte liegt eine lange Vorgeschichte in der Entwicklung der beiden Länder zugrunde. Die Herleitung der heutigen städtebaulichen Struktur und der Wohnsituation beider Metropolregionen sollen eine Grundlage bilden, auf welcher anschliessend Vergleiche vorgenommen werden. Dabei geht es auch um den Vergleich des traditionellen Modells der europäischen Stadt und seiner Unterscheidung von historischem Kern und Peripherie mit Tokio, das als Ganzes eine Art Stadt gewordene Peripherie darstellt. Beide Metropolen haben auf unterschiedliche Weise von der Globalisierung profitiert und ermöglichen ihren Einwohnern heute einen hohen Lebensstandard. Beide gehören heute noch zu wirtschaftlich produktiven Regionen, haben eine effiziente Infrastruktur und einen hohen Grad an Mobilität. Dies erlaubt es, beide Regionen als vergleichsweise erfolgreiche Modelle einer zeitgenössischen Stadtorganisation zu verstehen, obschon sie sehr unterschiedlich sind. Die eine ist überschaubar, beschaulich und wohlgeordnet, die andere chaotisch, riesig und ohne Zentrum.²

Die Metropole Tokio, das heisst die 23 Bezirke, hat fast neun Millionen Einwohner und besteht zu einem Grossteil aus niedrigen, freistehenden Gebäuden, die sehr dicht nebeneinander stehen. Zürich, bestehend aus 12 Bezirken und über 400'000 Einwohnern, ist im Vergleich ein Ort geringerer Dichte.³ Während Einzelpersonen in Tokio im Durchschnitt 26m² Wohnraum konsumieren, ist es in Zürich mit 54m² doppelt so viel. Dramatisch ist jedoch die Veränderungsrate der Stadt Tokio. Die Lebenszyklen von Gebäuden sind mit durchschnittlich 26 Jahren anstatt über 100 Jahren in Europa etwa drei bis vier Mal kürzer. Die kleinen Parzellen der Stadt werden immer wieder neu bebaut, sodass sich die Stadtsubstanz seit dem Zweiten Weltkrieg rein rechnerisch bereits zwei bis dreimal erneuert hat.⁴

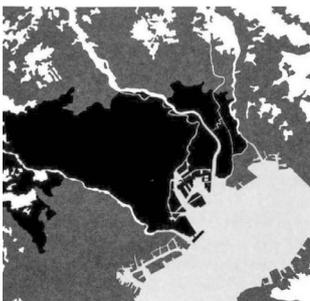


Abb.2. Siedlungsflächen Tokio

Tokio:
Stadtgebiet: 103'532ha
Einwohner: 8'489'653
Einwohnerdichte: 82 E/ha
Beschäftigungsdichte: 639 B/ha
Durchschnittliche Ausnützungsziffer: 9.6



Abb.3. Siedlungsflächen Zürich

Zürich:
Stadtgebiet: 4'410ha
Einwohner: 190'733
Einwohnerdichte: 43 E/ha
Beschäftigungsdichte: 357 B/ha
Durchschnittliche Ausnützungsziffer: 3.2

(Die Zahlen stammen aus dem Jahr 2007 und sind aus dem Buch: Städtische Dichte S.64-74.)

² Schaefer & Hosoya, 2012, S.26.

³ Lampugnani, Keller & Buser, 2007, S.64-74.

⁴ Schaefer & Hosoya, 2012, S.26.

Abb. 4. Überblick über die Metropolregion Tokio



Abb. 5. Überblick über die Metropolregion Zürich



2.1 WIE SICH JAPAN GEGENÜBER DEM WESTEN ÖFFNETE

Die japanische Architektur wird in Bezug auf verdichtetes Bauen gerne als Referenz beigezogen. Die kleinen Häuschen inmitten der Stadt, welche sich doch irgendwo zugehörig zum Quartier zu verstehen geben, stehen für uns gewissermaßen als Synonyme für die japanische Baukunst. Dies vor allem aufgrund ihres dörflich anmutenden Kontextes, welcher eine beschauliche Idylle entfaltet. Dabei sind die Qualität und die Vielfalt an Wohnraum, welcher auf kleinsten Grundstücken geschaffen wird, beachtlich und inspirierend.

Ein bedeutsames Ereignis in der historischen Entwicklung Japans, das einen nachhaltigen Einfluss auf den Wohnungs- und Städtebau ausübte, war die Öffnung gegenüber dem Westen in den frühen 1950er Jahren. Vor dieser Zeit konnte sich die japanische Architektur relativ eigenständig und unabhängig vom Westen entwickeln. In dieser Phase der Unabhängigkeit und Macht strebte Japan aktiv danach, die westliche „Moderne“ zu überwinden und eine eigens asiatisch und japanisch geprägte Moderne zu definieren. Diese Vision wurde durch die Formel „wakon – yosai“ oder „japanischer Geist und westliche Technik“ konkretisiert. Damit beabsichtigten sie, westliche Technik willkommen zu heißen, jedoch unter der Bedingung, dass sie vom japanischen kulturellen Geist übertroffen werden musste. Auf diese Weise war es möglich, den japanischen Geist zu bewahren, während gleichzeitig westliche Technik integriert wurde.⁵



Abb. 6. Im Hintergrund ist die Ruine der japanischen Industrie- und Handelskammer in Hiroshima, die später als Friedensdenkmal auch unter dem Namen "Atom-bombendom" bekannt wurde. Die Aufnahme entstand einen Monat nach dem Abwurf der Atombombe am 6. August 1945.

Nur wenige Jahre nach den anfänglichen, jedoch kontrollierten Annäherungsversuchen Japans überschlugen sich in den späten 1950er Jahren die Ereignisse. Das Land sah sich erstmals gezwungen, engere Allianzen mit dem Westen einzugehen, bedingt durch einen verlorenen Krieg, der zur Besetzung durch westliche Truppen führte. Unter diesem Einfluss stand Japan nun stark. Der japanische Geist (wakon) und die westliche Technik (yosai) standen sich plötzlich unmittelbar gegenüber. Architektonisch manifestierte sich dies zunächst in öffentlichen Gebäuden für Regierung, Verwaltung und Versammlung – Bereichen, in denen der japanische Staat bestrebt war, die neue politische Situation sowie die Repräsentation von Tradition und Werten zu vereinen.⁶



Abb. 7. Die Spiegelung der nationalen Traumata in der Architektur von Kenzo Tange, am Beispiel des Rathauses von Kurashiki im Jahre 1960.

⁵ Gleiter, 2012, S.7.

⁶ ebd.

Nach 1950 bis zur Jahrtausendwende prägte eine neue Generation von Architekten eine Phase, die sich deutlich von vorherigen Modernisierungspraktiken nach dem Krieg unterschied. Diese Generation agierte autonom, unbelastet vom Trauma der Kriegszerstörung und den westlichen Einflüssen. Ihre Architekturpraxis war weder darauf ausgerichtet, die westliche Architektur zu unterwandern, noch die traditionellen Themen der japanischen Architektur zu betonen. Stattdessen ging es um die Überwindung von Traumata und die Neubewertung von Werten, ohne die zwanghafte Kombination westlicher und japanischer Gegensätze. So zeichnete sich die Architektur durch eine Selbstsicherheit und eine Eigenständigkeit aus, die man bis anhin nicht gewohnt war.⁷

Abb. 8. Das Haus in White von Aussen, geplant von Kazuo Shinohara im Jahre 1967.



Abb. 9. Innenansicht vom Haus in White, geplant von Kazuo Shinohara im Jahre 1967.



Abb. 10. Grundriss Erdgeschoss, House in White von Kazuo Shinohara im Jahre 1967.

⁷ Gleiter, 2012, S.9.

Die heutige kleinteilige Bebauungsstruktur in Japan ist nicht auf Vorlieben der Architekten oder eine bestimmte städtebauliche Idee zurückzuführen. Vielmehr entstand sie als Resultat einer Mischung aus Top-down-Planung von Infrastruktur- und Dienstleistungsprojekten sowie der Bottom-up-Bebauung von Parzellen aus Einzelbesitz. Auch übten politische und wirtschaftliche Verhältnisse einen nachhaltigen Einfluss auf die Entwicklung aus, insbesondere in den finanziell schwierigen 1990er Jahren nach der geplatzten Immobilienblase. Ebenfalls spielte das japanische Erbrecht eine entscheidende Rolle, indem es die Erben dazu drängte, Grundstücke aufzuteilen und mit einem zweiten, kleineren Gebäude zu bebauen. Dieser Schritt war ökonomisch motiviert, da die Erbschaftssteuer für das bestehende Haus zu hoch war.⁸

Abb. 11. Aussenansicht des Row House (Azuma House) von Tadao Ando in Osaka, 1975.



Abb. 12. Innenansicht des Lichthofes im Row House (Azuma House) von Tadao Ando in Osaka, 1975.

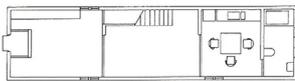


Abb. 13. Grundriss Erdgeschoss des Row House (Azuma House) von Tadao Ando in Osaka, 1975.

⁸ Schaefer & Hosoya, 2012, S.28.

2.2 DAS JAPANISCHE HAUS

Betrachtet man den Architekturdiskurs der letzten Jahre in Japan, zeigt sich, dass er sich früher und auch heute mit anderen Fragen beschäftigt als der in der Schweiz. Dabei spielen Themen wie der alltägliche Stadtraum, das Verhältnis von Stadt und Haus sowie das Wohnen im Kontext der umgebenden Nachbarschaft eine zentrale Rolle. Auch Fragen zum begrenzten Wohnraum und somit zur Bewegung im Haus, zum Stehen, Sitzen oder Liegen haben in Japan stets einen wichtigen Stellenwert beibehalten. Besonders und auffallend sind jedoch zwei Eigenheiten der Projekte dieser neuen Generation von Architekten. Zum einen die Radikalität der Wohnkonzepte, zum anderen das sich verändernde Verhältnis zur Stadt.⁹ Ausserdem ist bei vielen dieser neueren Projekten zu beachten, dass diese eher für junge Menschen konzipiert wurden oder zumindest nur begrenzt geeignet sind für die alternde japanische Gesellschaft. Die maximale Lebensdauer eines japanischen Hauses wird auf etwa 30 Jahre geschätzt. Daher sind Häuser in Japan auch eher für Lebensabschnitte geplant als für Generationen. Dieser organischen Veränderung liegt auch die Idee zugrunde, die Stadt nicht statisch, sondern dynamisch zu betrachten, als Prozess, nicht als Resultat. Eine kreislauffähige Planung im Sinne der Nachhaltigkeit spielt dabei keine grosse Rolle. So finden wir heute eine kleinteilige Parzellenstruktur vor, welche heterogen, dicht und niedrig bebaut ist.¹⁰

Die Autonomie spiegelt sich in der Architektur dahingehend wider, dass die neue Generation von Architekten davon ausgeht, dass zunächst eine Umwelt geschaffen werden soll, die der Mensch dann wie eine Höhle in Besitz nimmt und bewohnt. Sou Fujimoto als wichtiger Vertreter dieser Bewegung vertritt die Ansicht, dass es zwei Arten von Zuständen der Architektur gibt: die Höhle und das Nest. Das Nest ist eine eigens angefertigte Konstruktion, die auf die Komfortbedürfnisse des Bewohners zugeschnitten ist. Im Gegensatz dazu stellt die Höhle eine vorgefundene und nicht vom Menschen gestaltete Raumsituation dar. Der Mensch tritt in die Höhle ein, entdeckt und erforscht sie und belebt ihre Räume und Nischen mit Leben und Funktionen. Nach Fujimoto soll die Architektur des 21. Jahrhunderts eine Vielfalt und Mehrdeutigkeit anregen, um entsprechend der Höhle neue Orte zu schaffen, die als Anregung dienen, unterschiedliche Funktionen im Raum zu aktivieren.¹¹

Junya Ishigami: „Die moderne Zivilisation basiert bisher auf der Idee, dass wir den Lebensraum des Menschen als Komfortzonen einrichten, die von der Natur und der Umwelt abge sondert sind. Unsere Häuser haben die kulturelle Aufgabe, uns von der Natur zu trennen. Heute müssen wir jedoch darüber nachdenken, wie wir die beiden Bereiche wieder miteinander verbinden können. Die Architektur darf sich nicht auf den Innenraum verengen, auf eine homogene, kontrollierte Umwelt, die einzig den Komfort der Bewohner im Inneren des Hauses im Blick hat. Ich bin eher an der Erschaffung einer neuen Art von Umwelt interessiert, die das Innere zum Aussen und das Aussen zum Inneren macht.“¹²

9 Speidel, Kuhnert & Ngo, 2012, S.21.

10 Schaefer & Hosoya, 2012, S.26.

11 Speidel, Kuhnert & Ngo, 2012, S.21.

12 Kraft, Kuhnert & Uhlig, 2012, S.19.

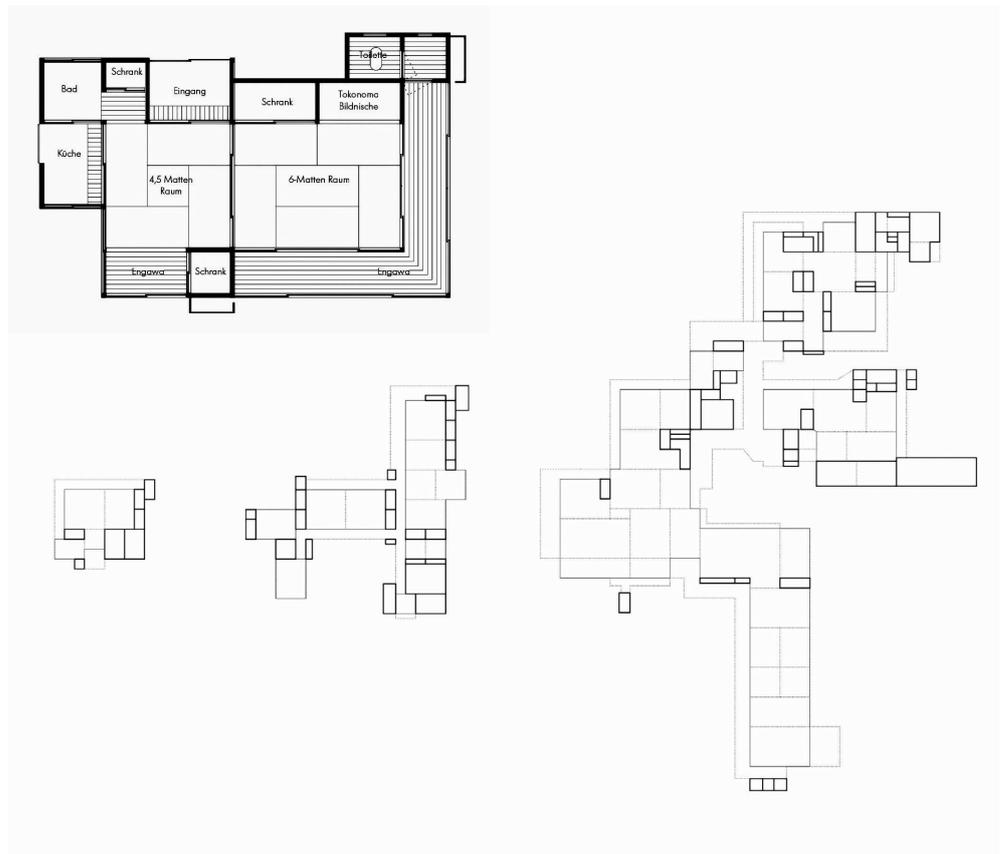
Diese Herangehensweise, die über die funktionale Festlegung hinausgeht, stimmt auch in vielerlei Hinsichten mit dem traditionellen Verständnis des japanischen Hauses überein. Dieses besteht ebenfalls aus Raumeinheiten, die nicht funktional festgelegt sind. Bestimmte Elemente wie das Bad, die Küche oder auch Stauräume verleihen dem Raum eine gewisse Ordnung, alle anderen sind jedoch relativ gleichgültig, sodass diese zum Wohnen, Schlafen oder Arbeiten genutzt werden können. Die Architektur wird nicht mehr für bestimmte Funktionen entworfen, sondern initiiert aufgrund ihrer physischen Ausprägung eine Art von Nutzung, jedoch ohne diese endgültig vorzugeben. Diese relative Unbestimmtheit der Elemente und die flexible Nutzung der Räume hängt auch mit dem Fehlen von schweren Möbeln zusammen, endet jedoch gleichzeitig dort, wo diese ins Spiel kommen.¹³

Prinzipien des traditionellen japanischen Hauses: Das Grundmodul des traditionellen japanischen Hauses ist die Tatamimatte von ca. 90 × 180 cm. Die empfindliche Oberfläche der Tatami wird nicht mit Schuhen betreten und von fester Möblierung freigehalten. Der Boden dient als Sitz- und Schlaffläche. Die flexibel nutzbaren Räume werden mit einer Schicht von definierten Bereichen umgeben: Wandschränke, Sanitärräume, Eingänge, Funktionsbereiche etc. Zwischen Innen- und Aussenraum liegt der so genannte Engawa. Dieser Übergangsbereich dient je nach Jahreszeit als klimatischer Puffer, Korridor, Veranda und Stauraum. Die Schiebetüren zwischen den Innenräumen und dem Engawa sowie zwischen Engawa und Aussenraum können je nach Jahreszeit geschlossen, verschoben oder in seitlichen Kästen verstaut werden. Die Anordnung der Räume folgt einer Binnenlogik des Innenraumes und keiner eindeutigen äusseren Geometrie.¹⁴

Abb. 14. Grundrissbeispiel des kleinen Gästewohnhauses am Shorinzan-Tempel in Takasaki. Um die beiden Wohnräume legt sich eine Schicht unterschiedlicher Funktionsbereiche.



Abb. 15. Durch Addition der Grundmodule entstehen grössere Gebäudeeinheiten. Die größeren Komplexe folgen einer freien Geometrie. Es entsteht eine Ordnung ohne übergeordnete Symmetrien; Kleines Wohnhaus mit 19 Matten, (links), Kaiserliche Katsura-Villa bei Kyoto, 1589–1643, aus 253 Matten (mitte), Grösseres Wohnhaus mit 625 Matten (rechts).



13 Speidel, Kuhnert & Ngo, 2012, S.21.

14 ebd. S.22.



Abb. 16. Durch die vielen Glasflächen ist das Spiel mit der Transparenz sehr ausgereizt worden. Das House NA von Sou Fujimoto in Tokio von 2011.

Ein Phänomen der zeitgenössischen Architektur in Japan ist, dass die Entwürfe immer mehr darauf bedacht sind, die Bewohner eines Hauses mit der Umgebung sowohl visuell zu verbinden als auch Beziehungen zwischen ihnen herzustellen. Diese Art der Inklusion wird einerseits erreicht durch sehr offen gestaltete Räume mit Blickbeziehungen, in denen die Bewohner eines Hauses einander sehen können. Andererseits wird der visuelle Austausch zwischen dem Leben der Bewohner und den Aktivitäten der Stadt kontinuierlich gesteigert. Wie in einem Film oder einem Theater leben die Bewohner des Hauses mit der Stadt als Kulisse, werden Teil von ihr und tragen mit ihrem Leben im Haus visuell und emotional zum Leben der Strasse und der Stadt bei.¹⁵ Diese Verschiebung von der ganz privaten Wohnung hin zu einer Öffnung gegenüber seinem Umfeld entspricht nur sehr bedingt der japanischen Gesellschaft, welche über die Zeit feste Regeln und Verhaltensweisen für Menschen entwickelt hat. Gleiches gilt für private Häuser und Wohnungen, die nach traditionellen Werten gebaut wurden. Die jüngere Generation von Architekten ist in gewisser Weise darauf ausgerichtet, die bestehenden Traditionen zu durchbrechen und durch ihre radikalen Projekte Provokationen zu erzeugen.¹⁶

Ein weiterer, jedoch rückläufiger Trend in der Geschichte des japanischen Wohnungsbaus ist die Auslagerung von Funktionen in das nähere Umfeld oder die Stadt. Seit dem 20. Jahrhundert wurden in Tokio aufgrund der beengten Raumverhältnisse vermehrt Wohnfunktionen ausgelagert. Ein zusätzlicher Faktor sind die klimatischen Herausforderungen, vor allem im Winter, die auf die einfache und kostengünstige Bauweise zurückzuführen sind. Die Funktion der Stadt und das Stadtverständnis haben in Japan dadurch auch einen anderen Stellenwert. Yoshisaka Takamasa vertrat die These, dass die Stadt erst durch die Auslagerung von Funktionen interessant wird. So dient das Kaffeehaus als erweitertes Wohnzimmer, das Stadtbad als Badezimmer und der Convenience-Store um die Ecke ersetzt die eigene Küche.¹⁷



Abb. 17. Die offene Gestaltung der Yokohama Apartments holt das Leben der Strasse ins Innere des Gebäudes. Geplant bei ondesign partners in Yokohama im Jahre 2009.

Das Zusammenleben, das nicht nur durch ausgelagerte Funktionen in der Stadt zustande kommt, sondern gerade auch in der näheren Nachbarschaft ein wichtiger Bestandteil ist, hat eine lange Tradition in Japan. Angrenzende Nachbarn standen in gegenseitiger Verantwortung und Haftung, sodass eine Struktur kontinuierlicher Verknüpfung und Kontrolle entstand. Auch wenn dieses System des Zusammenlebens heute nicht mehr vorgeschrieben ist, blieb das starke Gefühl gegenseitiger Verbundenheit bestehen. Die traditionellen Nachbarschaftsorganisationen, „chonaikai“ genannt, haben auch Managementfunktionen übernommen und sind einer der Gründe, warum die Städte und Häuser so gepflegt sind und ein sehr respektvolles und geordnetes Zusammenleben herrscht. Erst seit Kurzem werden unter dem Begriff „machizukuri“ (übersetzt „Nachbarschaft machen“) Bestrebungen sichtbar, nicht nur die Stadtplanung durch partizipative Prozesse zu gestalten, sondern auch die damaligen Vorzüge der grösseren Gemeinschaft aufleben zu lassen. Der Anspruch an das „traditionelle“ japanische Haus hat sich verändert, obschon in vielen Belangen auf traditionelle Werte aus der Geschichte zurückgegriffen wird, die man jetzt zeitgemäss versucht zu adaptieren. Die Japaner zeigen dabei die Fähigkeit, mit der Last der Geschichte umzugehen und gleichzeitig moderne Entwürfe zu schaffen.¹⁸

¹⁵ Taylor, Nishizawa & Borasi, 2008, S.92-101.

¹⁶ ebd. S.77-89.

¹⁷ Speidel, Kuhnert & Ngo, 2012, S.24.

¹⁸ Schaefer & Hosoya, 2012, S.28.

2.3 VON DER DEZENTRALEN INDUSTRIALISIERUNG IN DER SCHWEIZ HIN ZU DEN HEUTIGEN BALLUNGSRÄUMEN

Die Form der Urbanisierung veränderte sich in der Schweiz wie auch in Japan immer wieder, dies zum Teil grundlegend. Im Gegensatz zu Japan wurde in der Schweiz eine gezielte Erhöhung der städtischen Dichte angestrebt, um urbane Qualitäten zu schaffen und eine nachhaltige Siedlungsentwicklung zu fördern. Die Wiederentdeckung des Städtischen ist zwar eng mit der Industrialisierung verbunden, dennoch ist die Schaffung einer dichteren Stadtstruktur auch auf eine übergeordnete raumplanerische Idee zurückzuführen. Dies führte nicht nur zu Konzentration von Bevölkerung und Produktionsstätten in städtischen Regionen, sondern hatte auch eine Veränderung des suburbanen Raumes zur Folge.¹⁹

Die Siedlungsform in der Schweiz bis 1950 wurde insbesondere durch zwei Faktoren geprägt. Einerseits erschwerte die vorherrschende Gemeindeautonomie eine übergeordnete Planung, andererseits führte die dezentrale Form der Industrialisierung zu einem zersiedelten Wachstum. So sind die Städte in der Schweiz über einen vergleichsweise langen Zeitraum eher klein geblieben. Erst nach 1950 fand ein weiträumiger Urbanisierungsprozess statt, obschon auch dieser eher als Breitenwachstum zu bezeichnen ist, der nur vereinzelt zu räumlichen Konzentrationen geführt hat, wie beispielsweise in Zürich, Basel, Bern oder Genf, welche ein überdurchschnittliches Wachstum zu verzeichnen hatten. Erst gegen Ende des zwanzigsten Jahrhunderts zeichnete sich eine grundlegende Veränderung des dezentralen Entwicklungsmusters ab, was auch mit dem Verlassen des Raumplanungsgesetzes von 1979 einhergeht. Wie in Japan auch hatten internationale politische und wirtschaftliche Veränderungen Einfluss auf die Entwicklung in der Schweiz. Insbesondere die Umstrukturierung der Wirtschaft hatte zu dieser Zeit erheblichen Einfluss auf die Entstehung von Metropolitanregionen und somit auf eine veränderte Form der Urbanisierung, die aufgrund der raumplanerischen Vorsätze im Vergleich deutlich geordneter erfolgte.²⁰ Aufgrund des wirtschaftlichen Kollapses und einer fehlenden überregionalen Planungsstrategie im Jahre 1990, also ungefähr zur gleichen Zeit des Urbanisierungsprozesses in der Schweiz, war in Japan eine gegensätzliche Entwicklung hin zu einem unkontrollierten Wachstum und einer Zersiedlung zu verzeichnen.²¹

Heute sind zwei Tendenzen zu beobachten, die den städtebaulichen und architektonischen Diskurs in der Schweiz beschäftigen. Einerseits dringt der Urbanisierungsprozess immer stärker in entlegene Gebiete vor, was vor allem dafür sorgt, dass heute das stärkste Bevölkerungswachstum an den Rändern der Ballungsräume auftritt. Zweitens und parallel dazu zeigt sich ein gegensätzlicher Trend, welcher auf die Wiederentdeckung des städtischen zurückzuführen ist. Dies führt auch zu einer politischen und sozialen Verschiebung. Während die Bevölkerung in den suburbanen Agglomerationsgürteln mehrheitlich rechtskonservative Positionen bezieht, zeigen die grösseren Zentren und Innenstädte zunehmend eine linksliberale Ausrichtung. Somit steht der Traum vom Eigenheim für das Individuum der kollektiven und gemeinschaftlichen Wohnform gegenüber, welche eher im städtischen und dichter besiedelten Raum zu finden ist.²²

¹⁹ Lampugnani, Keller & Buser, 2007, S.33-34.

²⁰ ebd. S.34-36.

²¹ Schaefer & Hosoya, 2012, S.28.

²² Lampugnani, Keller & Buser, 2007, S.36.

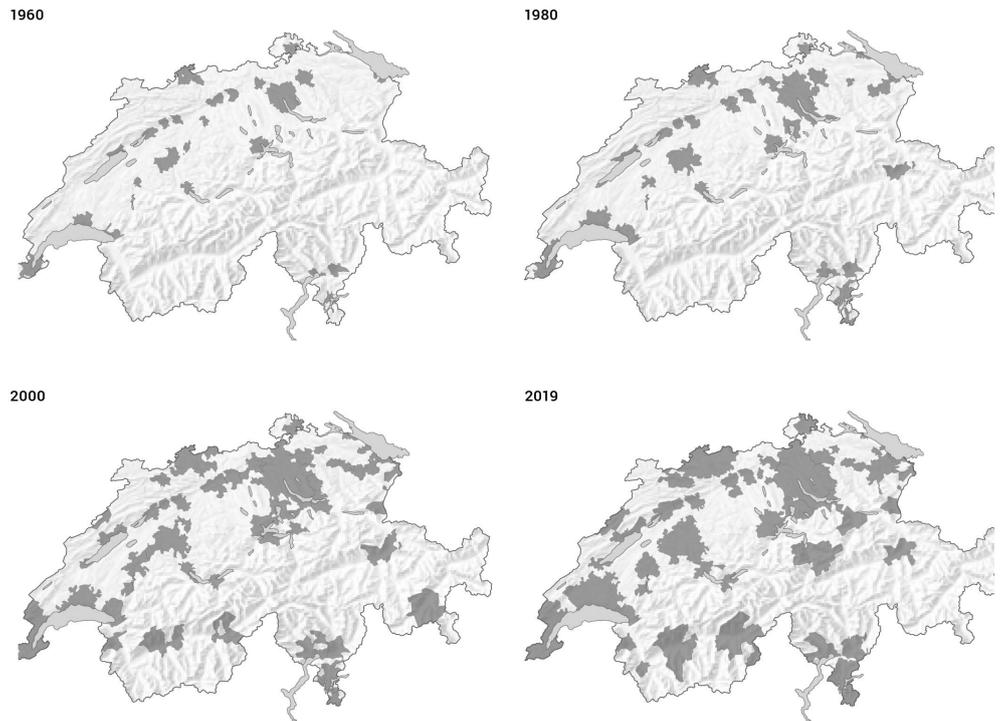


Abb. 18. Entwicklung der Agglomerationen in der Schweiz zwischen 1960 und 2000.

Besonders die Symbiose von Stadtentwicklung und Städtebau führt vermehrt zu einem dichteren Zusammenleben. Ist der Städtebau und die Arealentwicklung in seiner Konzentration auf den Planungssperimeter beschränkt, entziehen sich Bottom-up-Prozesse allzu oft diesen elementaren Aspekten der räumlichen Komposition und der baulichen Programmierung. Über die Jahre haben sich jedoch Praktiken entwickelt, die eine nachhaltige Beeinflussung der städtischen Entwicklung durch Strategien anstreben, in denen die gestalterischen Kompetenzen von Architektur und Städtebau sich mit Formen von Integration und Beteiligung verbinden.²³ Im Hinblick auf Gestaltung und Urbanität besitzt die Architektur ein reiches Instrumentarium. Die Stadt ist ein Ort der Differenz, dennoch darf die Architektur wieder bewusst städtischer auftreten. So soll das städtische Wohnquartier Offenheit, Gemeinschaftssinn und Urbanität wieder verstärkt vereinen.²⁴

²³ Hugentobler, Hofer & Simmendinger, 2016, S.31-38.

²⁴ Lampugnani, Keller & Buser, 2007, S.47.

3 MIT JAPANISCHEM BLICK NACH LEUTSCHENBACH

3.1 MORIYAMA-HAUS, TOKIO

Wohneinheiten: 6

Wohnfläche: 263m²

Gemeinschaftsfläche: 160m²

Bewohneranzahl: 5

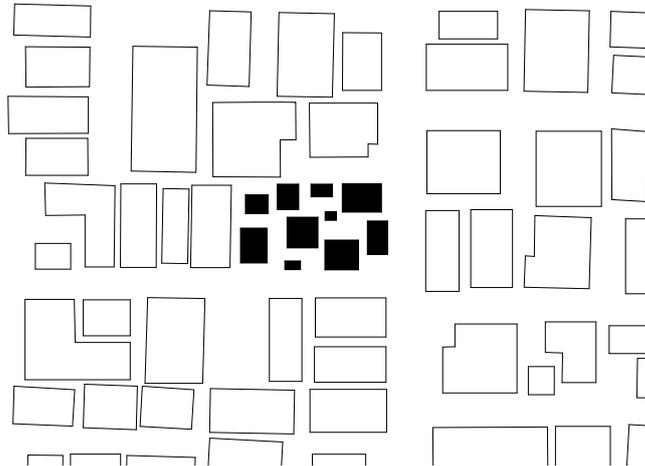


Abb. 19. Situation Moriyama-Haus, Tokio

Das Moriyama-Haus ist ein experimentelles Wohnprojekt in einem Vorort von Tokio, das von Ryue Nishizawa entworfen und 2005 fertiggestellt wurde. Es stellt die konventionellen Wohnprogramme in Frage und bietet neue Perspektiven für das gemeinschaftliche Leben.²⁵ Nishizawa war dabei besonders an der Landschaft interessiert, die ein Gebäude in seiner Umgebung schafft und dazu dient, das städtische Umfeld attraktiver zu gestalten. So war das auch beim Moriyama-Haus, bei welchem das Ensemble als Ganzes einen Beitrag zum lokalen Umfeld leistet. Laut Nishizawa muss „ein Haus“ in Tokio sehr offen sein, um eine Verbindung zu den Nachbarn und der Stadt herzustellen. Dennoch sollte es auch als Rückzugsort dienen. Mit seinen Wohnprojekten möchte er ein Gleichgewicht erreichen zwischen der Tatsache, dass ein Haus offen zur Stadt aber dennoch eine gewisse Intimität bewahren kann. Genau das ist die Dualität, in welcher eine Spannung entsteht. Die Anordnung der Volumen ermöglicht es, die Eigenschaften jeder einzelnen Einheit individuell zu bestimmen. Jedes Volumen positioniert sich in einem unregelmässigen Raster, einem informellen Netzwerk von landschaftlich gestalteten Gassen, das die Innenhöfe miteinander verbindet.²⁶ Die Inspiration für das Arrangement stammt aus dem umliegenden Stadtteil, einem für Tokio typischen, dicht besiedelten Wohngebiet. Dort fungieren die schmalen Gassen nicht nur als Durchgänge, sondern auch als Schauplatz für das tägliche Leben und die Aktivitäten der Anwohner.²⁷ Die minimalen Gebäudevolumina in Ryue Nishizawas Moriyama-Haus sind durch den Aussenraum zugleich getrennt und verbunden. Die elastische Aussengrenze der Anlage wird durch die benachbarte Bebauung und den Strassenraum definiert. Der Verzicht auf eindeutige Grenzen legt Räume nicht fest und regt zu ihrer Aneignung an.²⁸

25 Andrade, Lu, Wong & Zhu, 2014

26 Taylor, Nishizawa & Borasi, 2008, S.65-89.

27 Kries, Müller, Niggli, Ruby & Ruby, 2017, S.303.

28 Kraft, Kuhnert & Uhlig, 2012, S.110.



Abb. 20. Sicht auf die Wohneinheiten A, I und J von der Strasse.

Aus dem alltäglichen Leben geprägte Situationen bestimmen über viele der architektonischen Elemente, die gleichzeitig die innere Atmosphäre der Wohnung und ihren Austausch mit dem Aussenraum definieren. Obschon sich eine Einfachheit in der Form feststellen lässt, ermöglicht der Raum in Wirklichkeit den Aufbau komplexer sozialer Beziehungen zwischen den Bewohnern und der Nachbarschaft. So begegnet man diesen nicht nur, sondern erhascht auch immer wieder einen Blick auf die Vorgänge in der grösseren Gemeinschaft. Die Anordnung der verschiedenen Volumen führt dabei zu einer ganz anderen Idee des Zusammenlebens und einer anderen Idee der Gemeinschaft. Es ist wie eine Siedlung, welche sich nicht in getrennte Häuser unterteilen lässt, sondern als gemeinsames Haus, Garten und dem Dazwischen wahrgenommen wird.²⁹ Die Verteilung der Funktionen auf 10 einzelne Volumen, die zwischen einem und drei Stockwerken hoch sind, ist eines der wichtigsten Merkmale des Projekts. Durch die **Fragmentierung** entstehen zahlreiche Zwischenräume, die die Architektur mit der Umgebung verschmelzen lassen. Die Durchlässigkeit des Ortes unter Beibehaltung der räumlichen Zusammenhänge konnte so erhalten bleiben. Gleichermassen musste jedoch ein Umgang mit der Offenheit gefunden werden. Die Volumen bilden keine undurchlässige Einheit, sondern nehmen den Charakter eines Clusters an. Auf diese Weise werden die Beziehungen sichtbargemacht, welche sich auch im äusseren Erscheinungsbild zeigen.³⁰

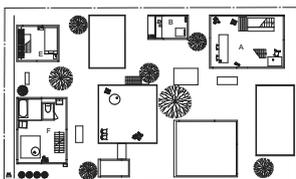


Abb. 21. Grundriss 1. Obergeschoss

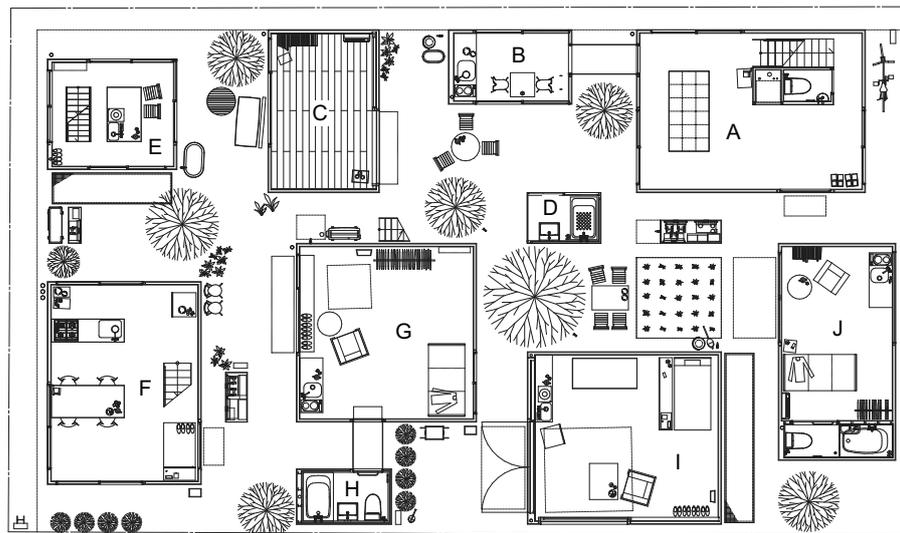


Abb. 22. Grundriss Erdgeschoss und Zwischenräume

Die Auswahl der Volumen, die zu einer Wohneinheit zusammengeschlossen werden, kann sich im Laufe der Zeit verändern, was auch die Zirkulation auf dem Gelände beeinflusst. Damit hängt auch der Verzicht auf ein eindeutiges Zentrum zusammen, was den Vorteil hat, dass jeder Ort zum Zentrum werden kann, je nachdem, wie er gerade genutzt wird. Somit entfällt auch ein zentraler Zugang und es entsteht ein Raumgefüge, in dem die Bewohner einer sich verändernden Vielfalt entgegentreten. Aktuell werden die Einheiten wie folgt genutzt: (A) Wohnhaus des Besitzers, (B) Küche des Besitzers, (C) separates Wohnzimmer des Besitzers, (D) Badezimmer des Besitzers, (E) Wohneinheit einer Frau mit Kind, (F) zusätzliche Wohneinheit der Frau mit Kind, (G) Wohnzimmer der Frau mit Kind, (H) Badezimmer der Frau mit Kind, (I) Wohneinheit einer einzelnen Frau, (J) Wohneinheit eines einzelnen Mannes.³¹ Nishizawa beschreibt den Raum als

29 Taylor, Nishizawa & Borasi, 2008, S.65-89.

30 Kraft, Kuhnert & Uhlig, 2012, S.110.

31 Geipel, 2008

ephemer, da die Bewohner ständig in Bewegung sind und die dynamischen Beziehungen zwischen aussen und innen, öffentlich und privat, im Vordergrund stehen.³² Die Verteilung der unterschiedlichen Funktionen auf dem Grundstück und das Zusammendrängen unterschiedlicher Dinge an einem Ort provoziert eine programmatische Dichte durch Nutzungsüberlagerungen. So lässt sich das Leben nicht auf eine einzelne Einheit beschränken. Die Menschen lösen lineare **Grenzen** auf und nutzen die Gassen, die Zwischenräume und den Strassenraum als Lebensräume.³³ Beim Moriyama-Haus ist dies auf die Spitze getrieben, sodass es keine physischen Strukturen wie beispielsweise Zäune gibt, die das Grundstück abtrennen. Es soll als etwas erscheinen, das der Öffentlichkeit gleichermaßen angehört. Bewohner und Fussgänger können das Grundstück über mehrere Durchgänge frei betreten und verlassen. Als Reaktion auf das Fehlen einer physischen Abtrennung nutzt es seine Grünfläche als Puffer zwischen der Strasse und den Wohneinheiten. Schwellen der Trennung wie ein wechselnder Bodenbelag, die leichte Erhöhung der Wohneinheiten oder der minimale Absatz von der Asphaltstrasse zum Grundstück mit einem Boden aus Erde und Kies, existieren dennoch, auch wenn sie so subtil wie möglich umgesetzt sind. So untersteicht das Fehlen physischer Grenzen den flüchtigen Charakter des Moriyama-Hauses und zwingt seine Bewohner, in Momenten der Symbiose miteinander zu leben. Diese Mehrdeutigkeit des Raums entspricht den japanisch-ästhetischen Prinzipien. Der Raum stellt nicht die Abwesenheit von etwas dar, sondern wird als ein Raum behandelt, in dem etwas geschehen kann und der sich ständig verändert.³⁴



Abb. 23. Fließender Übergang der Zwischenräume bis hin zum Strassenraum.



Abb. 24. Gemeinsames Essen der Bewohner und Nutzen des Aussenraumes zwischen den Einheiten A, B, C und D.

Durch die nachbarschaftsähnliche Anordnung der zehn Volumina und das Erkennen der Potenziale ist so auch sehr schnell ein soziales Netzwerk entstanden: eine Art von halbkommunalem Lebensstil. Keine der einzelnen Wohneinheiten war von Anfang an explizit für eine gemeinschaftliche Nutzung vorgesehen. Denn so unterschiedlich wie die Wohneinheiten selbst sind auch die Funktionen, die auf verschiedenen Geschossen untergebracht sind. Doch bald schon wurde das eigenständige Gebäudevolumen (C), das wohl zu einer Wohneinheit gehört, nach Bedarf als Gemeinschaftsraum genutzt. Dort kommen die Bewohner oft zusammen, um gemeinsam zu essen oder sich zu treffen und auszutauschen. Auf dem Dach der Wohneinheit (G) ist hingegen eine Terrasse entstanden. Diese wird ebenfalls ganz unterschiedlich genutzt, so beispielsweise

³² Andrade, Lu, Wong & Zhu, 2014

³³ Kraft, Kuhnert & Uhlig, 2012, S.113.

³⁴ Andrade, Lu, Wong & Zhu, 2014

auch, um auf die gegenüberliegende Aussenfassade Filme zu projizieren, die man dann gemeinsam anschaut. Neben der Aussenküche werden auch diverse kleinere Gärten und Pflanzen zusammen unterhalten. Die Gassen sind dabei nicht als Korridore zu verstehen, sondern als Ort für alltägliche Interaktionen, als Ort der Aneignung und als Ort des Zusammenlebens. Diese weisen dementsprechend auch ganz unterschiedliche Proportionen und Ausrichtungen auf. Sie sind das **Bindeglied**, welche das Zusammenkommen erleichtern und die Komposition der Wohneinheiten erst vervollständigen.³⁵



Abb. 25. Die Einheit C wird umfunktioniert und für ein Treffen der Bewohner genutzt.

Die kleinteilige Struktur der Wohneinheiten verändert durch die in Relation zum menschlichen Körper angepassten Räumlichkeiten auch die Raumerfahrung. Der architektonische Raum scheint nicht zu gross zu sein, sondern auf die Funktion und den Menschen zugeschnitten. Die **Miniaturisierung** im Moriyama-Haus beschreibt nicht nur die Proportionen in Bezug auf den Nutzer, sondern stellt auf einer höheren Ebene eine Reduktion dar, verbunden mit der Wertschätzung des Vorhandenen und als Chance der Aneignung. Die Reduktion geht soweit, so dass teilweise dienende und bediente Räume übrigbleiben, die auf einzelne Volumen aufgeteilt und so zum grossen Ganzen beitragen. Das Minimum an vorhandenen Möbeln ermöglicht auch, den Raum maximal auszunutzen. Hingegen versteht sich als Chance, diese eher schlichten, kubischen und einfach eingerichteten Wohneinheiten so zu nutzen, indem man sie in das Netzwerk der Gemeinschaft einbindet. Durch eine kurzzeitig andere Nutzung, das temporäre Umgestalten der Bestuhlung oder auch nur durch das Öffnen einer Schiebetür erweitern sich die Möglichkeiten. Dazu muss man jedoch aktiv teilnehmen und mitgestalten. Auch die Reduktion stösst jedoch an seine Grenzen. Die filigrane Ausführung der Wohneinheiten und die Konstruktion architektonischer Elemente geht teilweise nur auf Kosten des Komforts. Die Aussenhaut besteht aus 16 mm starken Stahlplatten mit einer minimalen Innendämmung und einer Gipskartonplatte als Verkleidung und misst insgesamt 8,5 cm. Diese dünnwandige Konstruktion in Kombination mit den sehr präzise ausgeführten Details wie den filigranen Fensterprofilen, den Geländern, den Sockelprofilen oder den steilen Treppen erreicht ihre Grenze, und dies nicht nur wenn es um den Wärme- und Kälteschutz geht, sondern auch im täglichen Gebrauch. So gehen mit dem Konzept der Essentialisierung und der Miniaturisierung auch gewisse Einbussen des Komforts einher, zumindest am Beispiel des Moriyama-Hauses.³⁶



Abb. 26. Der Zwischenraum wird als erweiterter Wohnraum zum Arbeiten genutzt.

³⁵ Kotsioris, 2019

³⁶ Schaefer & Hosoya, 2012, S.27.

Abb. 27. Durch die minimale Einrichtung wirkt der Raum dennoch grosszügig.



Einzig bei den Fenster- und Türöffnungen der Wohneinheiten, die teilweise sehr gross sind, ist keine Reduktion, sondern eher ein Ausreizen der Möglichkeiten ersichtlich. So verschmelzen nicht nur die Umgebung und Architektur miteinander. Über die blosse visuelle Verbindung hinaus beeinflussen das urbane Treiben und das Leben im Haus sich gegenseitig. Die Frage nach der **Sichtbarkeit** und wer sich wann und wie zeigt, beeinflusst das ganze Projekt in vielen Belangen. Anstatt der Unterscheidung von offen und geschlossen gibt es mehrere Abstufungen, welche die Transparenz beeinflussen. Grösstenteils sind dies einfache architektonische Gesten wie die Positionierung einer Öffnung in der Wand, das Planen des Gegenübers, die Bepflanzung oder bewegliche Elemente wie ein Vorhang. Allesamt sind sehr präzise geplant und umgesetzt. Darüber hinaus hat Nishizawa grosszügige quadratische Fenster an ganz bestimmten Stellen jeder Wohneinheit platziert, als ob er Menschen von aussen einladen würde, in das Leben in diesen nüchternen weissen Volumen zu schauen. Es ist ein Spiel, bei welchem ein gewisses Mass an Privatsphäre gewahrt wird, gleichzeitig jedoch ein Gefühl der Neugierde geweckt werden soll.³⁷



Abb. 28. Gezielt platzierte aber grosse Fenster schaffen eine Verbindung zur Umgebung.

Abb. 29. Das Spiel mit der Sichtbarkeit wird über Bepflanzung, Vorhänge und Möblierung gesteuert.



37 Andrade, Lu, Wong & Zhu, 2014

3.2 VOKABULAR FÜR DEN VERGLEICH

Um konkrete Vergleiche zwischen dem Moriyama-Haus und dem Mehr als Wohnen-Haus A vollziehen zu können, bildet das Vokabular die Grundlage. Die Begriffe resultieren aus der Recherche, vor allem aber aus dem genaueren Untersuchen des Moriyama-Hauses. Somit ist das Vokabular auf Grundlage japanischer Herangehensweisen und Schwerpunkte entwickelt und stellt somit erstmals keinen neutralen Vergleich dar. Vielmehr wird nach japanischen Komponenten, Gemeinsamkeiten, Unterschieden oder allfälligen Potenzialen in der Schweizer Architektur, konkret am Fallbeispiel „Mehr als Wohnen-Haus A“ gesucht. Nachfolgend sind die Begrifflichkeiten erläutert.

Fragmentierung - Das Aufeinander abstimmen von verschiedenen Nutzungen, die durch das Aufteilen von verschiedenen Funktionen oder unterschiedlichen Wohnparteien entsteht, verlangt ein überlegtes Komponieren in einem definierten Bereich. Es führt dazu, dass ein Ort durchlässig wird, unter Beibehalt des übergeordneten Zusammenhalts. Es gibt jedem Fragment auch die Chance, sich gegenüber einem angrenzenden Raum unterschiedlich zu verhalten. Diese Kontrolle begünstigt die Vielfalt als auch individuelle Vorlieben.³⁸

Grenzen - Beim Übergang von einem Raum zum anderen stellt sich die Frage nach der Ausbildung dieser „Schwelle“ des Übertretens oder des Sichtbezugs. Den Möglichkeiten sind dabei keine Grenzen gesetzt. Viel wichtiger ist die Absicht und die angedachte Funktion, die der angrenzende Raum im Verhältnis zum gegenwärtigen Raum haben soll. Dies ist besonders relevant, wenn es um Zwischenräume geht, die zwischen privaten und öffentlichen/halböffentlichen Räumen vermitteln sollen. Geht es nach Nishizawa, nehmen falsch ausgebildete „Schwellen“ die Momente der Zusammenkunft vorweg, bei denen sich private Räume ausdehnen und in gemeinschaftliche Räume verwandeln können.³⁹

Bindeglied - Das Bindeglied beschreibt eine räumliche Distanz zwischen zwei Nutzungen. Der Ausbildung und Funktion dieses Zwischenraums kommt eine bedeutende Rolle zu. Dabei wird die Qualität einer Nutzung nicht wesentlich durch eine vorhandene Dichte, deren Ausrichtung oder die Anordnung geprägt, sondern vielmehr durch die Qualität der Beziehungen und der Vielfalt, die zwischen zwei Nutzungen (gemeint ist das Bindeglied) entstehen und dem, was darin stattfinden kann. Die harten Grenzen zwischen privat und öffentlich, schwarz und weiss, werden durch ein Spektrum an Grautönen ersetzt. Diese beschreiben sowohl die Schwellenräume und erweiterten Wohnbereiche als auch ganzheitlich ausgelagerte Funktionen.⁴⁰

38 Kraft, Kuhnert & Uhlig, 2012, S.110.

39 Andrade, Lu, Wong & Zhu, 2014

40 Schaefer & Hosoya, 2012, S.26-27.

Miniaturisierung - Die Miniaturisierung ermöglicht durch das Essentialisieren der privaten Funktionen eine minimale Existenz auf geringem Raum. Die damit zusammenhängende kleinteilige Struktur verändert durch die in Beziehung zum menschlichen Körper angepassten Räumlichkeiten auch die Raumerfahrung. Die „Ästhetik des Kleinen“ heisst in Japan nicht „verkleinert“ oder „minimal“. Vielmehr geht es um eine grosse Idee welche soweit reduziert und vereinfacht ist, sodass diese auf einen Blick erfassbar ist. Dabei ist die Reduktion der Grösse nur ein Mittel, um die Komplexität dieser Bezüge zu erhöhen. Dies geschieht durch eine ganz präzise, in Japan oft filigrane Umsetzung der Details, die einen Reichtum an Eindrücken hervorbringen.⁴¹

Sichtbarkeit - Beim Versuch, den kontinuierlichen japanischen Raum auch über mehrere Ebenen beizubehalten, spielt die Sichtbarkeit eine wichtige Rolle. Dadurch können Bewohner eines Hauses oder auch Nachbarn in Blickbeziehungen zueinander treten, sich sehen und gesehen werden. Auch wenn sie sich an den unterschiedlichsten Orten aufhalten, teilen sie sich einen Raum und eine Landschaft, die sie selber bespielen. Es geht auch um die Inklusion, im Sinne des Teilhabenlassens oder des Vermittelns der persönlichen Anwesenheit oder der Ausübung einer Tätigkeit unter Beibehalt der Privatsphäre.⁴²

41 Schaefer & Hosoya, 2012, S.27.

42 Speidel, Kuhnert & Ngo, 2012, S.23.

3.3 MEHR ALS WOHNEN – HAUS A, ZÜRICH

Wohneinheiten: 6 Cluster mit 10^{1/2} und 5 mit 12^{1/2} Zimmern

Wohnfläche: 1070m² pro Geschoss

Gemeinschaftsfläche: 415m² pro Geschoss

Bewohneranzahl: ca. 16 pro Geschoss

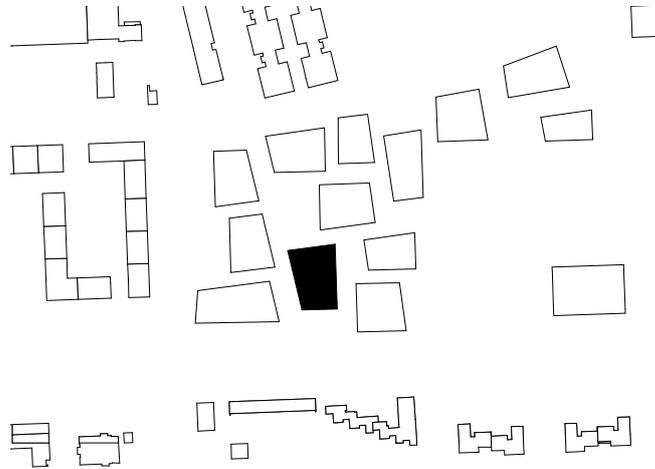


Abb. 30. Situation Haus A, Zürich

Das Haus A auf dem Hunziker-Areal in Leutschenbach ist Teil des städtebaulichen Clusters, welches aus 13 Solitärbauten besteht. Es wurde von Duplex Architekten geplant und 2015 fertiggestellt. Die eng nebeneinander liegenden Bauten bilden ein System von Wegen, Plätzen und Freiräumen, welche an das bestehende städtische Umfeld anschliessen. Eine Besonderheit des Konzeptes im Haus A beschreibt das Spannungsfeld, das sowohl die Privatsphäre der Bewohner als auch das gemeinschaftsfördernde Angebot vereint. Mit den Wohneinheiten, nachfolgend „Satellitenwohnungen“ genannt, wird eine neue Form des Zusammenlebens angeboten. In den Grosswohngemeinschaften bieten die Satelliten Rückzugsmöglichkeiten, während sich dazwischen die gemeinsam genutzte Wohnfläche aufspannt.⁴³ Die Satellitenwohnungen im Haus A weisen formal eine erstaunliche Ähnlichkeit zu den Wohneinheiten im Moriyama-Haus auf. Man muss jedoch grundlegend gewisse Dinge auseinanderhalten. (1) Die Satellitenwohnungen im Haus A inklusive den Zwischenräumen sind als Innenraum ausgebildet und durch Wände getrennt, hingegen besteht das Moriyama-Haus aus Wohneinheiten, die allesamt gegen den Aussenraum abschliessen. (2) Auch befindet sich das Moriyama-Haus auf Erdgeschossniveau und muss so zusätzlich einen Umgang oder einen Abschluss zum öffentlichen Raum finden. Die Satelliten im Haus A haben wohl auch Bezug zum Aussenraum, dadurch das sich diese aber in einem der 5 Obergeschosse befinden, stellt das Treppenhaus den einzigen näheren Bezug zur direkten Nachbarschaft dar. (3) Weiter versuchen beide privates und gemeinschaftliches Wohnen zu vereinen und von den jeweiligen Vorzügen zu profitieren. Dennoch ist auch hier zu unterscheiden, dass im Moriyama-Haus jede Wohneinheit eine eigene Küche und ein eigenes Bad hat. Im Haus A hingegen sind die Satellitenwohnungen bis auf wenige Ausnahmen mit einem eigenen Bad ausgestattet. Die gemeinschaftlich genutzte Küche befindet sich jedoch ausserhalb des eigenen Satelliten. Auf dieser Basis und im Wissen, dass es trotz der sehr vielen programmatischen und strukturellen Gemeinsamkeiten auch grundlegende Unterschiede gibt, wird der Vergleich vorgenommen.

43 Duplex Architekten, 2017



Abb. 31. Gemeinsames Kochen der Bewohner in der Gemeinschaftsküche

3.3.1. Fragmentierung

Auf jedem der Obergeschosse befinden sich zwei Grosswohngemeinschaften. (A) Cluster mit 6 Wohnungen, (C) Cluster mit 5 Wohnungen. (B) Dazwischen befindet sich das Treppenhaus. Beide Grosswohngemeinschaften bestehen aus einzelnen abgeschlossenen Einheiten und einem Zwischenraum, welcher sich zwischen diesen Wohneinheiten aufspannt, beziehungsweise um welche die Wohneinheiten angeordnet sind. Im Unterschied sieht man es dem Haus A weder von aussen noch innerhalb direkt an, dass es sich um grossgemeinschaftliches Wohnen mit einer fragmentierten Raumaufteilung handelt, während man beim Beispiel aus Tokio zumindest erahnen kann, dass die einzelnen Volumina miteinander in Verbindung stehen. Die grosszügigen Zwischenräume wiederum, welche durch engere Korridore miteinander verbunden sind, werden als zusammenhängende Sequenzen wahrgenommen. Wirklich durchlässig im Sinne von zahlreichen Blickbeziehungen, Einsichten oder auch Optionen des Durchschreitens sind jedoch nicht gegeben.



Abb. 32. Regelgrundriss mit jeweils zwei Grosswohngemeinschaften pro Geschoss

Die Fragmentierung der Kernnutzungen (schlafen, wohnen, essen) beschränkt sich im Beispiel aus Zürich auch auf eine Ebene, während das Moriyama-Haus sehr stark mit Nutzungen auf unterschiedlichen Niveaus spielt. Im Vergleich scheint dies ein Mehrwert zu sein, der nicht nur ganz unterschiedliche Raumkonstellationen ermöglicht, sondern auch vielfältigere Bezüge schafft. Auch das Haus A bietet verschiedene Grundrisskonstellationen der Satelliten an. Diese unterscheiden sich jedoch nur geringfügig. Bei allen gelangt man über einen Vorraum mit Teeküche entweder ins Bad oder das Schlafzimmer. Auch die Ausrichtung ist bei allen ähnlich. Vom Zentrum der Wohnung betritt man die Satelliten, während die Schlafzimmer an die Fassade angrenzen. Somit kristallisiert sich ein weiterer Unterschied heraus. Während es im Moriyama-Haus kein wirkliches Zentrum gibt, ist im Haus A nach dem Betreten der Wohnung ein Eingangsbereich zu erkennen. Hingegen befinden sich die rege genutzten Räume für gemeinschaftliche Aktivitäten, wie Küche und Wohnbereich, schwerpunktlastig im hinteren Bereich.

Wesentliche Erkenntnisse - Während die Fragmentierung im Moriyama-Haus ganz viele der Eigenheiten verantwortet, scheint diese im Haus A eher eine Notwendigkeit oder ein Resultat zu sein, welches aufgrund der Anordnung der Satellitenwohnungen zustande gekommen ist. Es ist auch eher eine Unterteilung eines zusammenhängenden Raumes als eine Fragmentierung, bei welcher man losgelöste Einheiten erwartet. Dennoch scheint das Konzept der Satelliten ein sehr spannender Aspekt zu sein, dessen Potenzial noch nicht ausgeschöpft wurde. Spannend in dem Zusammenhang wäre beispielsweise eine differenzierte Erschließung, welche den Zutritt von mehreren Seiten ermöglicht und sowohl die Zirkulation verändert als auch das Auflösen eines Zentrums zur Folge hätte.

3.3.2. Grenzen

Den flüchtigen Charakter des Moriyama-Hauses mag das Haus A nicht vorzuweisen, obschon es abgesehen von der Wohnungseingangstüre erstmals keine unüberwindbaren physischen Grenzen gibt. Dennoch müssen im Unterschied einige Räume durchquert werden, bis der eigene Wohnsatellit erreicht wird. Das ist insofern ein wesentlicher Unterschied, da das Moriyama-Haus den Anspruch hat, so offen und einladend zu sein, sodass Nachbarn den Raum bis vor die eigene Haustüre beanspruchen können. Diesen Anspruch hat das Haus A nicht, wenn auch hier der Bezug zum Nachbar willkommen ist.



Abb. 33. Hunzikerplatz mit dem Haus A im Hintergrund

Die Gassen und Plätze zwischen den Gebäuden auf dem Hunziker-Areal spielen eine wichtige Rolle für die Gemeinschaft und werden auch viel benutzt. Die Verknüpfung dieser Aussenräume mit dem alltäglichen Leben ist jedoch aufwändiger als dies im Moriyama-Haus der Fall ist. Bei diesem wird einfach die Schiebetür im Wohnzimmer geöffnet und sich auf die Stufe davor gesetzt. Auf dem Hunziker-Areal sind diese Aussenräume demnach eher als ausgelagerte Räume zu verstehen, die beispielsweise bei Events oder bei verabredeten Treffen ihre Stärken ausspielen. Für die Bewohner gestaltet sich die spontane und unkomplizierte Nutzung der Aussenräume eher schwierig. Nicht nur der Kaffee oder das Buch, das mitgenommen werden soll, muss eingepackt werden, es sind auch mehrere Stockwerke zu überwinden, bis der Platz erreicht wird. Hierbei ist die Ausgangslage sehr unterschiedlich, was vor allem dem Masstab der Überbauung geschuldet ist. Dennoch gäbe es die Möglichkeit, durch Balkone oder Loggias einen Übergang zu diesem Raum zu schaffen, wie im Haus E auf dem Hunziker-Areal, das den Platz in einen vertikalen Garten übersetzt, der alle Geschosse einbindet und durch diese räumliche Schwelle einen stärkeren Bezug zum Aussenraum aufweist.



Abb. 34. Exemplarischer Übergang vom gemeinschaftlichen Wohnbereich zu einer Satellitenwohnung

Innerhalb des Clusters im Haus A sind die „Schwellen“ relativ klar definiert und auch nur bedingt aufzulösen. Die Gemeinschaftswohnung ist durch eine Eingangstüre vom Treppenhaus getrennt. Interessant ist, wie sich im Inneren die Korridore öffnen und zu Räumen transformieren. Durch die Bewegung um einen geschlossenen Körper in der Mitte sind keine zusätzlichen Elemente erforderlich, die eine weitere Unterteilung erfordern. Trotz des durchgehenden Bodenbelags lassen sich einzelne Nischen mit Schiebetüren abschotten oder auch der Balkon hinzuschalten.

Pragmatisch und bestimmt sind die Übergänge vom Gemeinschaftsbereich in die Satellitenwohnungen. Eine einfache, undurchlässige Tür, die entweder offen oder geschlossen ist, beschreibt die Möglichkeiten der Transformation. Die Option, Räume wie den Vorraum mit Teeküche etwas zu erweitern, ohne sich vollständig der Gemeinschaft auszusetzen, ist demnach nicht möglich. Gleichermassen ist das Zusammenschliessen oder Umnutzen von Räumlichkeiten aufgrund ihrer Ausbildung nicht möglich. Ein Jokerzimmer, das je nach Bedarf der Gemeinschaft oder durch sich verändernde Lebensverhältnisse wie Kinderzuwachs hinzugeschaltet werden kann, wie beispielsweise die Wohneinheit (C) am Beispiel in Tokio, gibt es auch nicht. Diese Vielfalt an unterschiedlichen Räumlichkeiten und deren Möglichkeiten, sich gegenüber angrenzenden Zwischenräumen zu öffnen oder vereinzelt anders zu nutzen, stellt am Beispiel des Moriyama-Hauses einen grossen Mehrwert dar. So wird nicht nur der eigene begrenzte Raum erweitert, sondern auch eine differenzierte Nutzung und ein Beleben der Gesamtheit provoziert.

Wesentliche Erkenntnisse - Die Gemeinschaftsbereiche im Haus A sind sowohl programmatisch als auch aufgrund ihrer starren Struktur bereits mehr oder weniger vordefiniert. Dennoch ergänzen sich diese sehr gut. Trotz der Nähe sind sie sehr verwinkelt und unterschiedlich und halten so verschiedene Qualitäten bereit. Eine verpasste Chance stellt der Übergang des gemeinschaftlich genutzten Bereichs zum privaten Rückzugsort dar. Dieser ist sehr drastisch und gleicht eher einer Abschottung, ohne die Möglichkeit, diesen Übergang abgestuft und individuell zu gestalten.

3.3.3. Bindeglied

Als Bindeglied versteht sich im Haus A die Distanz zwischen zwei Nutzungen, also die Fläche, welche die Satelliten räumlich miteinander verbindet. Im Unterschied zum Moriyama-Haus sind in diesem Bereich essenzielle Nutzungen eingeplant, die das tägliche Leben erfordern. Funktionen wie die Küche sind lokal an den Ort gebunden, andere wiederum stehen frei für eine eigene Gestaltung ihrer Funktion. Wie intensiv diese Zwischenräume genutzt werden, hängt auch stark vom Zusammenleben ab, das sich erst über die Zeit etabliert. Wünschenswert ist, wenn das Bindeglied nicht nur zwei Punkte im Raum miteinander verbindet, sondern wenn der Raum dazwischen „bewohnt“ und angeeignet wird. So ist dieser Zwischenraum nicht nur als Durchgangsort zu verstehen, sondern als Ort, an dem sich der Alltag und das Gemeinschaftsleben entwickeln. Im Vergleich zum Moriyama-Haus ist dies eine Stärke. Während am Beispiel in Tokio der Zwischenraum einen Mehrwert darstellt, indem er teilweise als erweiterte Wohnfläche oder als Ort des Austauschs dient, ist dieser im Haus A als Zentrum zu verstehen, um den sich alles dreht. Nicht zuletzt wird das Zusammenleben, wie es im Haus A angeboten wird, explizit von den Bewohnern gesucht, sodass davon auszugehen ist, dass diese auch aktiv mitgestalten. Ansonsten



Abb. 35. Blick in den Zwischenraum, der vom Wohnbereich in die Gemeinschaftsküche übergeht.

würde es eher auf ein „Nebeneinanderwohnen“ hinauslaufen, bei dem bestimmte Infrastrukturen geteilt werden.⁴⁴

Der Zwischenraum im Haus A scheint viel aufgeladener zu sein als der im Moriyama-Haus. Dies aufgrund der Nutzungsüberlagerungen innerhalb der starren Struktur, sodass alles auf der zur Verfügung stehenden Fläche unterkommen muss. Der Eingang geht fast nahtlos in das Büro und die Sitznische über. Gleiches gilt für die Küche, welche zwischen Wohn- und Essraum vermittelt. Es ist fast unmöglich, sich nicht am grossen Ganzen zu beteiligen und mitzugestalten. Zudem ist man als Bewohner nicht nur auf gewisse dieser Funktionen angewiesen, sondern durchschreitet sie auch zwangsweise. Gleichzeitig sind die räumlichen Grössen der Satelliten begrenzt, wodurch auch die Möglichkeiten beschränkt sind.



Abb. 36. Einblick in die Gemeinschaftsküche die sich zwischen den Wohnsatelliten, im Zwischenraum aufspannt.

Schlussendlich unterscheiden sich die Satelliten aber nicht wesentlich von einer Kleinwohnung. Wesentlich in der Konstellation als grossgemeinschaftliche Wohnung ist jedoch, dass zusätzlich zu seinem Satelliten wohl geteilt, aber dennoch mehr als doppelt so viel Fläche zum privaten Bereich hinzukommt. Es stellt sich die Frage, was dieser Bereich, namentlich Gemeinschaftsraum, alles leisten kann. Neben den fest installierten Funktionen sollte dieser auch auf temporäre Veränderungen und wechselnde Bedürfnisse reagieren können. Dazu zählt beispielsweise das flexible Unterteilen von Raumsegmenten, damit kleinere Gruppen, vielleicht auch Kinder, ungestört voneinander Dinge verrichten können, bewegliches und unterschiedliches Mobiliar, das verschiedene Szenarien ermöglicht und bei Nichtgebrauch verstaut werden kann, oder auch die Verknüpfung des eigenen privaten Bereichs mit dem der Gemeinschaft. Der Gemeinschaftsraum hat hier das Potenzial, nicht nur als Bindeglied zu agieren, sondern flexibel und dynamisch auf wechselnde Bedürfnisse zu reagieren.

Wesentliche Erkenntnisse - Da das Konzept der Satellitenwohnungen stark auf der Nutzung des Gemeinschaftsraums basiert, scheint es erforderlich zu sein, dass dieser äusserst vielfältig und wandelbar ist. Gerade im Haus A versteht sich dieser bis auf die Küche auch ein Stück weit als Spielwiese, auf der Aktivitäten möglich sind, die in einer herkömmlichen Kleinwohnung nicht umsetzbar wären. Eine etwas flexiblere Nutzung des Gemeinschaftsraums wäre demnach wünschenswert. In seiner jetzigen Form bietet er lediglich die üblichen Funktionen wie ein Wohnzimmer, einen geräumigen Essbereich und auch ein kleines Büro, wobei alles etwas grösser ist als in einem privaten Besitz.

44 Hoffmann, 2019, S.74.

3.3.4. Miniaturisierung

Das Konzept des Zusammenlebens im Haus A kommt einer Miniaturisierung im japanischen Sinne sehr nahe. Zumindest wenn darunter primär die Essentialsierung der privaten Funktionen verstanden wird. In den Satellitenwohnungen wird kaum mit unterschiedlichen Proportionen und Raumgrössen gespielt, welche sich nach der Nutzung richten. Ebenso wenig reagieren individuelle Räume innerhalb aufeinander. Die vorhandene Raumhöhe im Haus A stellt zweifellos einen grossen Unterschied dar und ist als limitierender Faktor zu sehen. Dennoch muss beispielsweise der kleine Vorraum nicht als Kammer ausgebildet sein, sondern könnte viel eleganter mit dem Wohn- und Schlafraum verknüpft werden. Im Moriyama-Haus weisen eine Vielzahl der Räume, je nach Funktion und angrenzender Nutzung, ganz unterschiedliche Grössen auf. Öffnungen sind gezielt gesetzt und die wenigen Details wie Handläufe, Türgriffe oder kleine Absätze scheinen unglaublich präzise und im Gesamtbild harmonisch zu sein. Gerade die grossen Öffnungen erweitern den Raum und multiplizieren die Eindrücke. Alles hat seinen Sinn und ist auf den Gebrauch abgestimmt. Die Satellitenwohnungen im Haus A können mit dieser sehr vertieften Auseinandersetzung der individuellen Räume nicht mithalten. Würde Ryue Nishizawa diese entwerfen, wären wahrscheinlich nicht alle Türen gleich gross und alle Fenster auf der gleichen Höhe positioniert. Auch würde sich ein Satellit mit zwei Schlafzimmern stärker von einem mit Schlaf- und Wohnzimmer unterscheiden. Gleichermassen wären die Satelliten innerhalb auch nicht zusätzlich unterteilt, zumindest nicht mit starren Wänden. Das führt im Moriyama-Haus wohl vereinzelt zu speziellen Situationen, in denen man beispielsweise nicht weit von der Küche entfernt schläft, dennoch versucht Nishizawa so, die Grösse die von Beginn weg sehr reduziert ist, auszureizen und nicht künstlich zu verkleinern. Im Vergleich geht die Reduktion der privaten Nutzungen im Haus A nicht mit einer steigenden Komplexität und dem Aufladen des Vorhandenen einher.



Abb. 37. Der vom Wohnzimmer zum Spielzimmer umfunktionierte Zwischenraum.



Abb. 38. Die Vielfalt der Möglichkeiten, welche exemplarisch anhand der unterschiedlichen Möbel demonstriert wird.

Sicherlich spielen die Möbel in dem Zusammenhang auch eine wichtige Rolle. Während die Räumlichkeiten im Moriyama-Haus sehr spärlich und einfach möbeliert sind, scheint hingegen ein Zimmer im Haus A sehr schnell vollgestellt. Zu gross proportionierte westliche Möbelierung stört das japanische Architekturverständnis. So hindert es einen auch in der Vorstellung, was der Raum alles leisten kann oder wie dieser sonst genutzt werden könnte. Schlussendlich geht es aber auch um den Komfort. Hier hat der schweizerische Standard wohl einige Vorteile, vor allem was den Wärme- und den Schallschutz anbelangt, genauso wie den Ausbaustandard. Besonders geschätzt wird das eigene abgeschlossene Bad, das sehr beliebt ist. Weniger bedeutend sind die Teeküchen, die aufgrund

nicht bewilligter Kochplatten teilweise nur als Stauraum genutzt werden.⁴⁵ Die Wohneinheiten im Moriyama-Haus gleichen eher Containern als vollständig ausgebauten Zimmern. Ihre Erscheinung erinnert an traditionelle Bauten mit dünnen Papierwänden und steht im Kontrast zu der Schwere von schweizer Bauten. Mit Blick nach Tokio macht es durchaus Sinn, den gesetzlich geforderten Standard zu hinterfragen, dennoch wäre wohl ein Zusammenleben im Haus A mit Konstruktionen nach japanischem Standard kaum auszuhalten. Weder ein angenehmes Wohnklima noch ein wirkliches zurückziehen ohne akustische Beeinträchtigung wäre so denkbar.

Wesentliche Erkenntnisse - Trotz der stark reduzierten Wohnfläche besticht Ryue Nishizawas vielfältige Gestaltung der unterschiedlichen Wohneinheiten durch einen Reichtum, der auf begrenztem Raum entsteht. Im Haus A hingegen fehlt diese Vielfalt etwas. Die 4 bis 5 Satelliten sind nahezu identisch. Eine stärkere Differenzierung der Raumgrößen und Ausstattung der Satelliten könnte auch zu einem vielfältigeren Mix an Bewohnern führen. Die Fokussierung auf die essenziellen privaten Funktionen im Zusammenhang mit dem Gemeinschaftsbereich stellt eine wegweisende und vielversprechende Wohnform dar, obschon diese nicht für jedermann denkbar ist. Berücksichtigt man den angestrebten Komfort, sowohl atmosphärisch als auch bauphysikalisch, so ist wohl ein Mittelweg zwischen der filigranen Ausführung nach japanischer Art und der etwas massiveren Anmutung der schweizerischen Architektur sehr vielversprechend.

3.3.5. Sichtbarkeit

Die Sichtbarkeit geht sehr stark mit der Privatsphäre einher. Im Unterschied zum Moriyama-Haus wurde die Privatsphäre im Haus A jedoch viel höher priorisiert. Das zeigt sich anhand der Geschlossenheit und der sehr klaren Grenzen vom Gemeinschafts- zum privaten Bereich. Der kontinuierliche Raum hört vor der Tür zum Satelliten auf. Alles, was darin geschieht, steht in keinem Bezug zum restlichen Raum. Dabei bestände die Chance, über diese Grenze hinaus eine Verbindung zu schaffen. Dies muss nicht unbedingt wie am Beispiel in Tokio über riesige Fensterflächen passieren, sondern kann viel feinfühlicher über mehrere Schichten wie den Vorraum, transluzente Materialisierung oder auch durch das gezieltere Steuern von Einblicken geschehen. Das Moriyama-Haus ist dahingehend sehr beispielhaft und vielschichtig, da es die Balance zwischen Offenheit und Rückzugsmöglichkeiten aufrechterhält. Die Durchlässigkeit wurde stärker gewichtet, möglicherweise, weil die Interaktionen nicht so stark auf den Gemeinschaftsbereich fokussiert sind wie im Haus A. Gleichermassen hat die vorgefundene Transparenz ebenso Nachteile in der Nutzung. Im Gegensatz zum Haus A, bei dem der gesamte Satellit durch eine Tür vom Rest abgetrennt werden kann und eine uneingeschränkte innere Bewegung möglich ist, ohne stark von aussen beeinflusst zu werden, fehlt dies im Moriyama-Haus. Aufgrund der zahlreichen Glasflächen ist es unmöglich, die gesamte Wohneinheit als privat zu betrachten. Stattdessen beschränken sich diese Bereiche auf einzelne Ecken oder Bereiche, die vor Einblicken geschützt sind.



Abb. 39. Der kontinuierliche Zwischenraum mit Nischen und Übergängen zu den Wohnsatelliten.

⁴⁵ Hoffmann, 2019, S.77.

Im Gemeinschaftsraum des Haus A ist das Spiel mit der Sichtbarkeit viel geschickter umgesetzt. Die verschiedenen Nischen und Bereiche schaffen es, den Zusammenhang zu bewahren, nicht nur räumlich, sondern auch visuell. Der Blick wandert von einem Bereich zum nächsten und offenbart eine Tiefe und Vielschichtigkeit. Dabei werden auch die umgebenden Räume einbezogen. Neben den weit geöffneten Bereichen zum Hunziker-Platz sind die grossen Fensterflächen zum lichtdurchfluteten Treppenhaus zu erwähnen, die einen Bezug bis zur Nachbarswohnung herstellen.



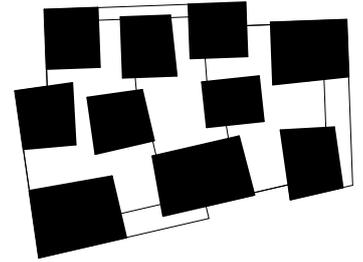
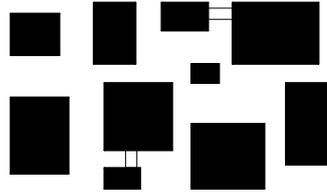
Abb. 40. Blick vom Treppenhaus in die jeweiligen Wohncluster durch die grossen Verglasungen.

Wesentliche Erkenntnisse - Auch im Haus A sind die Bemühungen ersichtlich, die Grosswohnung gegenüber der grösseren Gemeinschaft zu öffnen, wenn auch der private Wohnsatellit sich davon etwas abgrenzt. Im Unterschied geschieht dies ein wenig zurückhaltender und eher örtlich. Mitbewohner werden weniger in das eigene Leben integriert und es werden klare Grenzen aufgezeigt.

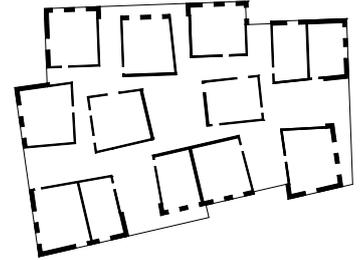
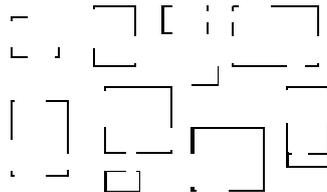
3.4 GRAFISCHE GEGENÜBERSTELLUNG

Moriyama-Haus

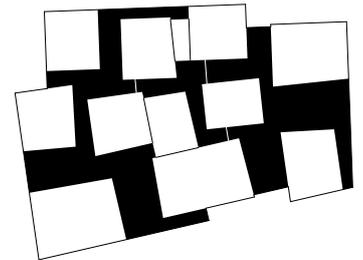
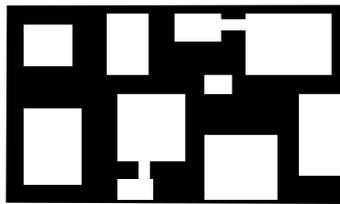
Haus A



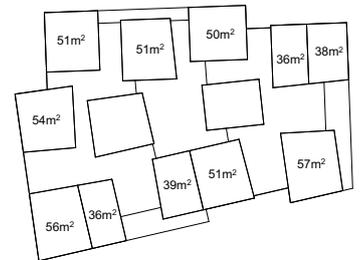
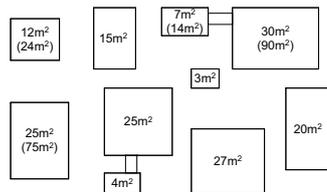
Fragmentierung



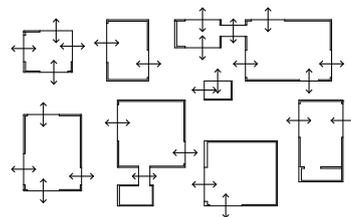
Grenzen



Bindeglied



Miniaturisierung



Sichtbarkeit

Abb. 41. Das Vokabular in der Gegenüberstellung anhand von Grafiken

4 ERKENNTNISSE AUS TOKIO IN BEZUG AUF DIE SCHWEIZ

Als These für das Untersuchen der zwei Fallbeispiele stand am Anfang die Aussage, dass die Grösse der physischen Dichte einen wesentlichen Einfluss auf den sozialen und funktionalen Nutzen des Zusammenlebens hat. Der Vergleich hat diesbezüglich mehrere Erkenntnisse hervorgebracht.

Die junge Generation an Architekten in Japan bedient sich einer sehr subtilen Formensprache, die durch ihre Reinheit fast schon steril wirkende Räume schafft. Diese Bilder der extremen Ästhetik sind aber nur bedingt als Vorbilder zu sehen. Vielmehr sind es die Bestrebungen, nach Antworten zu suchen auf die Fragen: Was muss eine Wohnung bieten? Welchen Mehrwert hat das Zusammenleben? In welchem Bezug stehen die Elemente zueinander?⁴⁶ Der Vergleich hat gezeigt, dass die Idee des Zusammenlebens sich natürlich auch nach kultureller Zugehörigkeit unterscheidet, was andere Formen des Wohnens hervorbringt. Diese Unterschiede, die das Angebot, die Privatheit und die Beziehung zwischen den Bewohnern beeinflussen, prägen unverweigerlich die Entwicklung verschiedener Projekte und folglich auch die Art des Zusammenlebens einer Gemeinschaft. Des Weiteren tragen auch die unterschiedlichen baurechtlichen und bautechnischen Standards dazu bei, dass die Architektur auch aus dieser Hinsicht weiterhin unterschiedlich aussehen wird.

Im Folgenden wird das kreative Potenzial beschrieben, das durch den Vergleich der beiden Fallbeispiele herausgearbeitet wurde und zum Weiterdenken anregen soll.

Ryue Nishizawa schafft es, sehr komplexe Zusammenhänge soweit herunterzubrechen, dass sich die Poesie seiner Projekte aus der Einfachheit ergeben, die jedoch einer beeindruckenden Komplexität zugrunde liegt. Oder wie John Maeda sagt: „Einfachheit und Komplexität benötigen einander.“⁴⁷ Die Komplexität am Beispiel vom Moriyama-Haus entsteht nicht nur aus der Anordnung der Wohneinheiten und Funktionen, sondern vielmehr durch die vielfältigen Beziehungen, die man zu den umgebenden Räumen wie auch zu den Menschen aufbaut. Das Leben im Haus oder der Wohnung speist sich demnach nachhaltig aus dem Reichtum der Umgebung. Die Tendenz, sich auf den Innenraum im Sinne der eigenen Wohneinheit oder des eigenen Wohnsatelliten zu beschränken, wird somit um eine Dimension erweitert. Es ist die Dimension der Gemeinschaft, die sich im Zusammenleben, wie es die beiden Fallbeispiele initiieren, auch räumlich zeigen und von einer herkömmlichen Wohnung unterscheiden muss.

Die reichhaltigen Bezüge hängen nicht grundlegend mit einer Fragmentierung zusammen, wie es das Haus A vorzeigt, sondern vielmehr mit einem Aufteilen des Programms. Diese Tatsache bringt zwei sehr zentrale Aspekte mit sich, die in der Planung und Organisation eines Zusammenlebens von grosser Bedeutung sind. (1) Das Aufsplitten hat zur Folge, dass ein weiterer Raum dazwischen entsteht, der eine Integration in das übergeordnete System erfordert. (2) Unterschiedliche aneinandergrenzende Räume verlangen eine individuelle Bearbeitung ihrer Schwellenräume.

⁴⁶ Kunsmann, 2012, S.168-169.

⁴⁷ Kraft, Kuhnert & Uhlig, 2012, S.145.

Wie die zwei Fallbeispiele zeigen, kann das Angebot innerhalb dieses Zwischenraums sehr unterschiedlich sein, so dass die Funktion eher zweitrangig ist. Ausschlaggebend ist hingegen, in welchem Verhältnis die Räume zueinander stehen. Dies hat Auswirkung auf die Gestaltung des Schwellenraums, was schlussendlich zu einem komplexen Gefüge von Raumschichten und Raumabfolgen führt. Die Kontinuität des Raumes stellt somit einen weiteren Mehrwert dar. Dieser sollte jedoch nicht als Zielkonflikt verstanden werden, der keine Privatsphäre mehr erlaubt, sondern fordert uns auf, in Schichten und Abstufungen zu denken. Nach japanischer Auffassung sind diese Schwellen so zu gestalten, dass sichergestellt ist, dass das, was man vom Gegenüber sieht, niemals spezifisch, gerichtet oder persönlich wird.⁴⁸ Diese spezifische Reaktion sollte sich nicht nur auf Innenräume beziehen, sondern auch verstärkt den Übergang zum Aussenraum und dessen Dynamik mitgestalten dürfen.

Das gemeinschaftliche Wohnen verlangt auch nach mehr Flexibilität. Damit ist jedoch nicht ein breiteres Angebot gemeint, sondern vielmehr das Ausschöpfen der Möglichkeiten, die ein Raum mit sich bringt. Dieses Bedürfnis ergibt sich aus der Tatsache, dass bei einem Zusammenleben die gemeinsam genutzten Räumlichkeiten vielfältigeren Bedürfnissen und Szenarien gerecht werden müssen. Gleiches gilt auch für die privaten Räume, die womöglich aufgrund der reduzierten Fläche divers nutzbar sein sollen. Auch wenn eine Transformation von Räumen stets eine Herausforderung darstellt, sowohl in der Planung als auch in der einfachen Benutzung, wäre dies ein Mehrwert, der das Zusammenleben vielschichtiger, aber auch komfortabler gestalten würde. Diese Flexibilität geht auch Hand in Hand mit der Miniaturisierung einher, die vor allem darauf angewiesen ist, dass alles, was noch vorhanden ist, sehr durchdacht und divers einsetzbar ist.

Abschliessend und in Bezug auf die Fragestellung, welche den Einfluss der Dichte beschreibt, lässt sich sagen, dass nicht die physische Dichte an sich, sondern die räumlichen und sozialen Beziehungen innerhalb dieses physisch dichten Raumes einen weitaus grösseren Einfluss auf das Zusammenleben haben. Schlussendlich beschreibt dies nichts anderes als das architektonische Handwerk, Menschen und Räume miteinander in Verbindung zu setzen. Obschon aus dem Vergleich sehr bedeutende Erkenntnisse gewonnen wurden, können nicht ganze Strategien aus Japan einfach ohne Weiteres übernommen werden. Der wirkliche Nutzen besteht darin, japanische Lösungsansätze gleicher Herausforderungen zu verstehen und sie letztendlich mit unseren Werkzeugen umzusetzen.

48 Kraft, Kuhnert & Uhlig, 2012, S.143.

5 QUELLENANGABEN SOURCES

Literatur / Literature:

Andrade, P., Lu, R., Wong, S., & Zhu, C. (22. März 2014). Japanese Minimalism. Abgerufen am 30. Dezember 2023 von <https://japaneseminimalism1.wordpress.com/2014/03/22/moriyama-house>

Duplex Architekten. (23. Oktober 2017). Abgerufen am 30. Dezember 2023 von <https://duplex-architekten.ch/perch/resources/publications/quartartikelduplex.pdf>

Geipel, J. (18. Januar 2008). Bauwelt. Abgerufen am 30. Dezember 2023 von https://www.bauwelt.de/dl/793970/10800404_1fdb1ee4a7.pdf

Gleiter, J. (2012). Brutalismus als Symptom. In S. Kraft, N. Kuhnert, & G. Uhlig, Tokio: Die Stadt Bewohnen (S. 6-9). Aachen: ARCH+ Verlag GmbH.

Hoffmann, M. (2019). Wohnen, Leben, Arbeiten: Strukturen – Prozesse – Erfahrungen. Zürich: Baugenossenschaft mehr als wohnen.

Hugentobler, M., Hofer, A., & Simmendinger, P. (2016). Mehr als Wohnen : genossenschaftlich planen - ein Modellfall aus Zürich. Basel: Birkhäuser.

Kotsioris, E. (30. Dezember 2019). post MoMa. Abgerufen am 30. Dezember 2023 von <https://post.moma.org/the-life-in-between-ryue-nishizawa-was-moriyama-house-tokyo-2002-2005/>

Kraft, S., Kuhnert, N., & Uhlig, G. (2012). Tokio: Die Stadt Bewohnen. Aachen: ARCH+ Verlag GmbH.

Kries, M., Müller, M., Niggli, D., Ruby, A., & Ruby, I. (Hrsg.). (2017). Together! : die neue Architektur der Gemeinschaft. Weil am Rhein: Vitra Design Museum.

Kunsmann, J. (2012). EINSCHRÄNKUNG ALS HERAUSFORDERUNG Wohnungsbaustandards in Japan und Europa. In S. Kraft, N. Kuhnert, & G. Uhlig, Tokio: Die Stadt Bewohnen (S. 168-169). Aachen: ARCH+ Verlag GmbH.

Lampugnani, V. M., Keller, T. K., & Buser, B. (Hrsg.). (1. Aufl. 2007). Städtische Dichte. Zürich: Neue Zürcher Zeitung.

Schaefer, M., & Hosoya, H. (2012). Learning from Tokyo. In S. Kraft, N. Kuhnert, & G. Uhlig, Tokio: Die Stadt Bewohnen (S. 26-29). Aachen: ARCH+ Verlag GmbH.

Speidel, M., Kuhnert, N., & Ngo, A.-L. (2012). TOKIO Die Stadt bewohnen. In S. Kraft, N. Kuhnert, & G. Uhlig, Tokio: Die Stadt Bewohnen (S. 20-25). Aachen: ARCH+ Verlag GmbH.

Taylor, S., Nishizawa, R., & Borasi, G. (2008). Some ideas on living in London and Tokyo. Baden: Lars Müller Publishers.

6 ABBILDUNGSVERZEICHNIS LIST OF FIGURES

Abb.1: Formale Gegenüberstellung der räumlichen Struktur; Moriyama-Haus (links), Mehr als Wohnen-Haus A (rechts). Aus: Eigene Darstellung.

Abb.2: Siedlungsflächen Tokio. Aus: Zoller, D. (2014). Herausforderung Erdgeschoss. Berlin: Jovis. S.43.

Abb.3: Siedlungsflächen Zürich. Aus: Zoller, D. (2014). Herausforderung Erdgeschoss. Berlin: Jovis. S.42.

Abb.4: Überblick über die Metropolregion Tokio. Aus: https://de.wikipedia.org/wiki/Liste_der_gr%C3%B6%C3%9Ften_Metropolregionen_der_Welt (30.12.2023)

Abb.5: Überblick über die Metropolregion Zürich. Aus: <https://www.metropolitanraum-zuerich.ch/> (30.12.2023)

Abb.6: Im Hintergrund ist die Ruine der japanischen Industrie- und Handelskammer in Hiroshima, die später als Friedensdenkmal auch unter dem Namen "Atombombendom" bekannt wurde. Die Aufnahme entstand einen Monat nach dem Abwurf der Atombombe 6. August 1945. Aus: Gleiter, J. (2012). Brutalismus als Symptom. In S. Kraft, N. Kuhnert, & G. Uhlig, Tokio: Die Stadt Bewohnen (S. 6-9). Aachen: ARCH+ Verlag GmbH. S.7.

Abb.7: Die Spiegelung der nationalen Traumata in der Architektur von Kenzo Tange, am Beispiel des Rathauses von Kurashiki im Jahre 1960. Aus: <https://www.city.kurashiki.okayama.jp/14669.htm> (30.12.2023)

Abb.8: Das Haus in White von Aussen, geplant von Kazuo Shinohara im Jahre 1967. Aus: Vorlesung Raumstruktur II (2020) Beispiele von Kazuo Shinohara.

Abb.9: Innenansicht vom Haus in White, geplant von Kazuo Shinohara im Jahre 1967. Aus: Vorlesung Raumstruktur II (2020) Beispiele von Kazuo Shinohara.

Abb.10: Grundriss Erdgeschoss, House in White von Kazuo Shinohara im Jahre 1967. Aus: <https://cryptic-k.com/House-in-White-1> (30.12.2023)

Abb.11: Aussenansicht des Row House (Azuma House) von Tadao Ando in Osaka, 1975. Aus: <https://www.archiweb.cz/en/b/dum-azuma> (30.12.2023)

Abb.12: Innenansicht des Lichthofes im Row House (Azuma House) von Tadao Ando in Osaka, 1975. Aus: <https://www.metalocus.es/en/news/row-house-sumiyoshi-azuma-house-tadao-ando> (30.12.2023)

Abb.13: Grundriss Erdgeschoss des Row House (Azuma House) von Tadao Ando in Osaka, 1975. Aus: <https://cryptic-k.com/Azuma-House-2> (30.12.2023)

Abb.14: Grundrissbeispiel des kleinen Gästewohnhauses am Shorinzan-Tempel in Takasaki. Um die beiden Wohnräume legt sich eine Schicht unterschiedlicher Funktionsbereiche. Aus: Speidel, M., Kuhnert, N., & Ngo, A.-L. (2012). TOKIO Die Stadt bewohnen. In S. Kraft, N. Kuhnert, & G. Uhlig, Tokio: Die Stadt Bewohnen (S. 20-25). Aachen: ARCH+ Verlag GmbH. S.22.

Abb.15: Durch Addition der Grundmodule entstehen grössere Gebäudeeinheiten. Die größeren Komplexe folgen einer freien Geometrie. Es entsteht eine Ordnung ohne übergeordnete Symmetrien; Kleines Wohnhaus mit 19 Matten, (links), Kaiserliche Katsura-Villa bei Kyoto, 1589–1643, aus 253 Matten (mitte), Grösseres Wohnhaus mit 625 Matten (rechts). Aus: Speidel, M., Kuhnert, N., & Ngo, A.-L. (2012). TOKIO Die Stadt bewohnen. In S. Kraft, N. Kuhnert, & G. Uhlig, Tokio: Die Stadt Bewohnen (S. 20-25). Aachen: ARCH+ Verlag GmbH. S.22.

Abb.16: Durch die vielen Glasflächen ist das Spiel mit der Transparenz sehr ausgereizt worden. Das House NA von Sou Fujimoto in Tokio von 2011. Aus: <https://archello.com/fr/project/house-na> (30.12.2023)

Abb.17: Die offene Gestaltung der Yokohama Apartments holt das Leben der Strasse ins Innere des Gebäudes. Geplant bei ondesign partners in Yokohama im Jahre 2009. Aus: <https://www.mooponto.com/architecture/yokohama-apartment-ondesign-partners/> (30.12.2023)

Abb.18: Entwicklung der Agglomerationen in der Schweiz zwischen 1960 und 2000. Aus: Eigene Darstellung auf Grundlage von Brechbühl, B., Imfeld, J., Moser, L., & Tschirren, M. (BFS). (2020). Statistik der Schweizer Städte 2020. Langnau: Vögeli AG. S.16.

Abb.19: Situation Moriyama-Haus, Tokio. Aus: Eigene Darstellung.

Abb.20: Sicht auf die Wohneinheiten A, I und J von der Strasse. Aus: <https://divisare.com/projects/342292-sanaa-kazuyo-sejima-ryue-nishi-zawa-jeroen-verrecht-moriyama-house> (30.12.2023)

Abb.21: Grundriss 1. Obergeschoss. Aus: Eigene Darstellung auf Grundlage von Kraft, S., Kuhnert, N., & Uhlig, G. (2012). Tokio: Die Stadt Bewohnen. Aachen: ARCH+ Verlag GmbH. S.111.

Abb.22: Grundriss Erdgeschoss und Zwischenräume. Aus: Eigene Darstellung auf Grundlage von Kraft, S., Kuhnert, N., & Uhlig, G. (2012). Tokio: Die Stadt Bewohnen. Aachen: ARCH+ Verlag GmbH. S.110.

Abb.23: Fliessender Übergang der Zwischenräume bis hin zum Strassenraum. Aus: <https://www.thisispaper.com/mag/moriyama-house-ryue-nishizawa-sanaa> (30.12.2023)

Abb.24: Gemeinsames Essen der Bewohner und Nutzen des Aussenraumes zwischen den Einheiten A, B, C und D. Aus: Kraft, S., Kuhnert, N., & Uhlig, G. (2012). Tokio: Die Stadt Bewohnen. Aachen: ARCH+ Verlag GmbH. S.113.

Abb.25: Die Einheit C wird umfunktioniert und für ein Treffen der Bewohner genutzt. Aus: <https://www.thisispaper.com/mag/moriyama-house-ryue-nishizawa-sanaa> (30.12.2023)

Abb.26: Der Zwischenraum wird als erweiterter Wohnraum zum Arbeiten genutzt. Aus: <https://www.thisispaper.com/mag/moriyama-house-ryue-nishizawa-sanaa> (30.12.2023)

Abb.27: Durch die minimale Einrichtung wirkt der Raum dennoch grosszügig. Aus: <https://www.thisispaper.com/mag/moriyama-house-ryue-nishizawa-sanaa> (30.12.2023)

Abb.28: Gezielt platzierte aber grosse Fenster schaffen eine Verbindung zur Umgebung. Aus: <https://post.moma.org/the-life-in-between-ryue-nishizawas-moriyama-house-tokyo-2002-2005/> (30.12.2023)

Abb.29: Das Spiel mit der Sichtbarkeit wird über Bepflanzung, Vorhänge und Möblierung gesteuert. Aus: <https://www.thisispaper.com/mag/moriyama-house-ryue-nishizawa-sanaa> (30.12.2023)

Abb.30: Situation Haus A, Zürich. Aus: Eigene Darstellung.

Abb.31: Gemeinsames Kochen der Bewohner in der Gemeinschaftsküche. Aus: Hoffmann, M. (2019). Wohnen, Leben, Arbeiten: Strukturen – Prozesse – Erfahrungen. Zürich: Baugenossenschaft mehr als wohnen. S.82.

Abb.32: Regelgrundriss mit jeweils zwei Grosswohngemeinschaften pro Geschoss. Aus: Eigene Darstellung auf Grundlage von Duplex Architekten. (23. Oktober 2017). Abgerufen am 30. Dezember 2023 von <https://duplex-architekten.ch/perch/resources/publications/quartartikelduplex.pdf> (30.12.2023)

Abb.33: Hunzikerplatz mit dem Haus A im Hintergrund. Aus: Hoffmann, M. (2019). Wohnen, Leben, Arbeiten: Strukturen – Prozesse – Erfahrungen. Zürich: Baugenossenschaft mehr als wohnen. S.50.

Abb.34: Exemplarischer Übergang vom gemeinschaftlichen Wohnbereich zu einer Satellitenwohnung. Aus: Hoffmann, M. (2019). Wohnen, Leben, Arbeiten: Strukturen – Prozesse – Erfahrungen. Zürich: Baugenossenschaft mehr als wohnen. S.80.

Abb.35: Blick in den Zwischenraum, der vom Wohnbereich in die Gemeinschaftsküche übergeht. Aus: <https://www.mehralswohnen.ch/hunziker-areal/das-quartier/dialogweg-6/?L=0> (30.12.2023)

Abb.36: Einblick in die Gemeinschaftsküche die sich zwischen den Wohnsatelliten, im Zwischenraum aufspannt. Aus: Hoffmann, M. (2019). Wohnen, Leben, Arbeiten: Strukturen – Prozesse – Erfahrungen. Zürich: Baugenossenschaft mehr als wohnen. S.74.

Abb.37: Der vom Wohnzimmer zum Spielzimmer umfunktionierte Zwischenraum. Aus: Hugentobler, M., Hofer, A., & Simmendinger, P. (2016). Mehr als Wohnen : genossenschaftlich planen - ein

Modellfall aus Zürich. Basel: Birkhäuser. S.68.

Abb.38: Die Vielfalt der Möglichkeiten, welche exemplarisch anhand der unterschiedlichen Möbel demonstriert wird. Aus: <https://www.swiss-architects.com/de/duplex-architekten-zurich/project/mehr-als-wohnen> (30.12.2023)

Abb.39: Der kontinuierliche Zwischenraum mit Nischen und Übergängen zu den Wohnsatelliten. Aus: Duplex Architekten. (23. Oktober 2017). Abgerufen am 30. Dezember 2023 von <https://duplex-architekten.ch/perch/resources/publications/quartartikelduplex.pdf> (30.12.2023)

Abb.40: Blick vom Treppenhaus in die jeweiligen Wohncluster durch die grossen Verglasungen. Aus: Hoffmann, M. (2019). Wohnen, Leben, Arbeiten: Strukturen – Prozesse – Erfahrungen. Zürich: Baugenossenschaft mehr als wohnen. S.80.

Abb.41: Das Vokabular in der Gegenüberstellung anhand von Grafiken. Aus: Eigene Darstellung.

7 REDLICHKEITS- ERKLÄRUNG DECLARATION OF ORIGINALITY

Hiermit versichere ich, dass die vorliegende Arbeit mit dem Titel:

Vom Erlebnis und dem Nutzen der Dichte
Ein Vergleich zwischen Japan und der Schweiz
basierend auf den Projekten Moriyama-Haus in
Tokio und Mehr als Wohnen-Haus A in Zürich.

selbstständig durch mich verfasst worden ist, dass keine anderen Quellen und Hilfsmittel als die angegebenen benutzt worden sind und dass die Stellen der Arbeit, die anderen Werken - auch elektronischen Medien - dem Wortlaut oder Sinn nach entnommen wurden, unter Angabe der Quelle als Entlehnung kenntlich gemacht worden sind.

Leuenberger Sven

Horw, 09.01.2024



